

# DEUTSCHE RUNDschau

herausgegeben von Rudolf Pechel

---

---

## *Aus dem Inhalt:*

- Hans Jaeger* . . . . . Der neue Sowjetbotschafter  
*M. Y. Ben-gavriël* . . . Grundursachen der israelisch-  
ägyptischen Spannung  
*Harry Pross* . . . . . Buchkritik im Bürgerkrieg  
*Adolf Grote* . . . . . Die beschönigte Katastrophe  
*Hans Kühner* . . . . . Mozart: Das Geheime  
und das Offenbare  
*Thomas Regau* . . . . . Altersfunktionen und Kunst  
*Otto v. Taube* . . . . . Blutrache (Erzählung)

82. Jahrgang · Januar 1956

**1**

VERLAG DEUTSCHE RUNDschau · BADEN-BADEN

## INHALT

HANS JAEGER	THOMAS REGAU
Der neue Sowjetbotschafter . . . 1	Altersfunktionen und Kunst . . 33
ALFRED KERR	GERT KALOW
Flausen . . . . . 4	Simone Weil . . . . . 43
M. Y. BEN-GAVRIEL	RUNDSCHAU
Grundursachen der israelisch-ägyptischen Spannung . . . . 5	Liberalen im Kalten Krieg (49) — Wohin Israel? (50) — Gesundheits- ausweis vorzeigen! (52) — Vom bau- hüttenbraunen Brauhüttenbauer (53) Die Auflage der Zonenpresse (54) — Friedrich Bischoff 60 Jahre (56) — Lionel Curtis † (56)
LEON ZEITLIN	BRIEFE AN DIE
Der menschliche Faktor in der Wirtschaft . . . . . 9	DEUTSCHE RUNDSCHAU
ROBERT RIE	Expressionisten . . . . . 58
Die Universität Alaska . . . . 13	DAVID LUSCHNAT
VIKTOR OTTO STOMPS	Einsam kämpfen unsre Brüder . 58
Eigennutz und Humanitas . . . 17	OTTO VON TAUBE
HARRY PROSS	Blutrache . . . . . 59
Buchkritik im Bürgerkrieg . . . 18	OTTO HEUSCHELE
ADOLF GROTE	Der Schatten eines Lebens . . . 66
Die beschönigte Katastrophe . . 21	ZEITTADEL . . . . . 77
D. R.	LITERARISCHE RUNDSCHAU
Adenauer . . . . . 27	Moritz Lederer: Ein Nimbus wird zerstört . . . . . 78
HANS KÜHNER	
Mozart: Das Geheime und das Offenbare . . . . . 28	

Redaktion: Stuttgart O, Hauffmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.



## Der neue Sowjetbotschafter

Valerian Alexandrowitsch Sorin, der erste Botschafter der Sowjetunion in Bonn, war während des Krieges Leiter der mitteleuropäischen Abteilung des sowjetischen Außenministeriums; diese Stellung hat heute Lapin inne, der auch eine Zeitlang als Kandidat genannt worden war, für den Fall, daß Sorin das Agrément nicht erteilt worden wäre. 1945 bis 1947 war er Botschafter in Prag. Dann kehrte er im Rang eines stellvertretenden Außenministers nach Moskau zurück. Aber 1948 traf er plötzlich wieder in Prag ein, und zwar am 19. Februar, nur 24 Stunden nach dem Ausbruch einer folgeschweren Krise. Offiziell hieß es, daß der stellvertretende Außenminister die Kornlieferungen aus der Tschechoslowakei nach der Sowjetunion zu überwachen habe. Wohl selten hat ein stellvertretender Außenminister eine solche Funktion gehabt. Am Flugplatz traf ihn Vladimir Clementis, der einige Jahre später bei der großen Säuberung umkam. Sorins erster Besuch galt, noch bevor er ins Hotel ging, dem Außenminister Jan Masaryk. Sehr bald sprach sich herum, daß von Kornlieferungen überhaupt nicht die Rede war. Es ging aber auch nicht, wie die Kommunisten dann austreuten, um Sorins Teilnahme an der von der Gesellschaft für tschechoslowakisch-sowjetische Freundschaft veranstalteten Feier zum 30. Jahrestag der Roten Armee.

Wodurch war die Krise ausgelöst worden? Unter dem Schutz des kommunistischen Innenministers Nosek war die Polizei auf dem Weg, langsam eine kommunistische Truppe zu werden. Es wurden nicht nur kommunistische Zellen gebildet, sondern heimlich und gegen alle Abmachungen die Polizei durch kommunistische Kader verstärkt. Dagegen lehnten sich die anderen Parteien auf, besonders weil die Geheimpolizei mit dem sowjetischen NKWD immer offener zusammenarbeitete. Die Entlassung der letzten acht Polizeikommandeure, die nicht Kommunisten waren, schlug dem Faß den Boden aus. Mit Unterstützung der Tschechischen Volkssozialisten (Benesch-Partei), der Katholischen Volkspartei, der Sozialdemokraten und der Slowakischen Demokraten wurde auf Veranlassung des Justizministers Drtina beschlossen, eine Untersuchungskommission einzusetzen. Die Kommunisten blieben in der Minderheit und waren isoliert. Darauf erschien der Innenminister Nosek nicht zur nächsten Kabinettsitzung. Es wurde festgestellt, daß die Entlassung der Polizeikommandeure nicht zurückgenommen war. Der kommunistische Informationsminister Kopecky verweigerte jede Auskunft. Die 12 nichtkommunistischen Minister forderten vom kommunistischen Premier Gottwald die Rücknahme der Entlassung. Andernfalls würden sie der Kabinettsitzung fernbleiben. Als ihre Forderung nicht erfüllt wurde, traten sie aus Protest zurück. Darauf erschien ein Manifest, das die „reaktionären Parteien“ anklagte, die Nationale Front zu zerschlagen und eine unpolitische Regierung aus Fachministern vorzubereiten.



So standen die Dinge, als Sorin eintraf. Er erklärte Masaryk, bestimmte Elemente seien vom Standpunkt der UdSSR nicht zuverlässig. Infolge der internationalen Lage sei eine engere Annäherung an den Sowjetblock nötig. Sie werde aber behindert, wenn solche Machenschaften geduldet würden. Als Masaryk beteuerte, er verstehe überhaupt nicht, was gemeint sei, wurde Sorin ungeduldig und erklärte, die Sowjetregierung teile die Besorgnisse von Gottwald. Masaryk hob hervor, daß die kommunistische Minderheit jedes Mal eine drohende Haltung einnehme, wenn die Mehrheit ihre ständig weitergehenden Forderungen auf Nationalisierung, Kapitalsteuer und andere Maßnahmen nicht gutheiße, und daß die Kommunisten auch der Mehrheit gegenüber Konzessionen machen müßten, doch Sorin hörte kaum hin und erwiderte nur, Gottwald könne den Sowjetfeinden keine weiteren Zugeständnisse machen.

Übrigens kam gerade um diese Stunde der amerikanische Botschafter Lawrence Steinhardt an und teilte mit, daß er eine 25 Millionen-Dollar-Anleihe Amerikas für die Tschechoslowakei unter Dach und Fach gebracht zu haben glaube und immer noch hoffe, daß die Tschechoslowakei am Marshall-Plan teilnehmen werde (bekanntlich wurde auch dies von den Sowjets verhindert).

Am Abend des 19. Februar spitzten sich die Dinge wieder zu. Die Gewerkschaften begannen mit Streikaktionen. Über das Radio wurde die Bevölkerung aufgefordert, zur Verteidigung der Demokratie bereit zu sein, da das Land in Gefahr sei. Die vom Ausland unterstützte Reaktion sei stärker denn je. Zwar wußte niemand, von welcher Seite Gefahr drohen sollte. Doch die Kommunisten begannen bereits, sich als die einzigen Verteidiger der Demokratie aufzuspielen. Am 20. Februar traf Sorin den sozialdemokratischen Ernährungsminister Vaclav Majer und ermahnte ihn, enger mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten, um das Land zu retten. Majer lehnte ab. Dann ging Sorin zu dem Vorsitzenden der Sozialdemokraten, Lausman (der später flüchtete und dann bekanntlich aus Österreich nach der Tschechoslowakei zurückgeführt, aber als ‚freiwilliger Rückkehrer‘ hingestellt wurde). Sorin vermochte damals, auf Lausman einen gewissen Eindruck zu machen. Er suchte schließlich den Transportminister Pietor von den Slowakischen Demokraten auf und erklärte ihm, daß Dr. Benesch gegen den Willen der breiten Volksmassen handle, die Sowjetunion aber ihre wahren Freunde niemals im Stich lasse.

Danach trat Gottwald in Aktion. Militär besetzte den Rundfunk, die nicht-kommunistischen Angestellten wurden am Betreten der Gebäude gehindert. Die Kommunisten wurden aufgefordert, überall im Lande zu Versammlungen zu erscheinen. Das Innenministerium verteilte Waffen an die Arbeitermiliz. Am 21. Februar erklärte Gottwald auf dem Rathausplatz, daß der Rücktritt der Minister angenommen sei, und daß man die freien Plätze mit wahren Demokraten besetzen werde. Inzwischen wurde die Nachricht verbreitet, die Krise sei durch den amerikanischen Botschafter Steinhardt ausgelöst worden. In der Nacht zum Sonntag, den 22. Februar, war Sorin in ständiger Tätigkeit. Er konferierte mit Gottwald, Kopecky und Nosek, mit dem damaligen Gewerkschaftsführer und heutigen Präsidenten Zapotocky, mit dem Parteisekretär Slansky, der später wie Clementis gehängt wurde, mit General Rejcin (Militär-Intelligenz) und mit Smrkowsky, dem Leiter der kommunistischen



Arbeiterwehren. Gleichzeitig war er in dauerndem Kontakt mit der Sowjetbotschaft. Er informierte sich über die Stärke der bewaffneten Hilfe, die der Partei zur Verfügung stehe. Inzwischen trafen die Delegierten zum Betriebsrätekongreß in Prag ein. Nach und nach wurden alle strategischen Punkte von Prag militärisch besetzt. Gottwald und Slansky forderten den Präsidenten nochmals auf, die Resignation der 12 Nichtkommunisten anzunehmen und sie durch Einzelpersonlichkeiten und Vertreter von Massenorganisationen zu ersetzen. Gleichzeitig forderte der Betriebsrätekongreß eine neue Verfassung und die Durchführung der Bodenreform. Sorin sprach unterdes zum 30. Geburtstag der Roten Armee und hatte bei der Gelegenheit den Parlamentspräsidenten David und den Verteidigungsminister General Svoboda an seiner Seite. Am Abend begannen die ersten Verhaftungen. Unter den Arrestierten waren zwei Staatsanwälte. In der Slowakei rief der Kommunist Husak die Volksrepublik aus. Am Montag, 23. Februar, übernahmen die ersten Aktionskomites Fabriken und Büros. Geheimpolizei drang in das Parteibüro der Benesch-Partei ein. An diesem Tage erschien bereits nur noch das kommunistische Organ Rude Pravo. Bei den Sozialdemokraten setzte sich Zdenek Fierlinger, der ehemalige Moskauer Botschafter, gegen Majer durch und nahm das kommunistische Angebot auf Zusammenarbeit an; auch er hatte gleich Lausman, der sich von Sorin umstimmen ließ, mit dem Sowjetischen Sonderbevollmächtigten konferiert. Um jene Stunde war es in Prag allen klar, daß die Kommunisten durch die Anwesenheit Sorins ermutigt und überzeugt waren, auf dem richtigen Wege zu sein.

Am 24. Februar waren die Aktionskomites zentral zusammengefaßt. Nach den Sozialdemokraten, die gespalten waren, fanden sich auch die ersten Überläufer von der Volkspartei und der Benesch-Partei, Pater Plojhar und der Parlamentsvizepräsident Petr, ein. An der ersten Tagung des an sich illegalen Zentralkomites, das von Zapotocky und Gottwalds Schwiegersohn Cepicka geleitet war, nahmen außer General Svoboda auch der Generalstabschef, General Bocek, und sein Stellvertreter teil. So setzte sich Gottwald durch. Er hatte den Plan schon im Herbst 1947 gehabt, aber er war nicht sicher, ob er die Deckung des Kreml habe. Sorin hatte sie gebracht.

Sorin machte auch einen Versuch, Benesch zu sehen, wurde aber nicht empfangen. Doch hatte er eine lange Telefonunterredung mit ihm. Als dann Benesch nachgab, in die Rücktritte einwilligte und einem Kabinett zustimmte, das aus 12 Kommunisten und 12 Kollaborateuren bestand, hatte Sorin seine Aufgabe erfüllt. Im Grunde war es gar nicht seine erste Intervention gewesen. Denn wie Papanek, der frühere UNO-Delegierte, der später aus dem Dienst ausschied und nicht nach Prag zurückkehrte, berichtet, bestand Zorin, als er 1945 die von Moskau zurückkehrende tschechoslowakische Regierung (sie machte bekanntlich diesen Umweg von London aus) nach Prag begleitete, darauf, daß die Führer des Tschechischen Nationalrates aus der Regierung entfernt würden, da sie „unzuverlässig“ seien. Unter ihnen waren General Kutelvasr, der die Revolte in Prag gegen die Nazis führte, und Professor Prazak! Es war auch Papanek, der später berichtete, Sorin habe noch nicht einmal den Versuch gemacht, den für die Kornlieferungen verantwortlichen Minister, Hubert Ripka, zu sehen. Auch wurde Benesch von seinem Premier, Gottwald, nicht einmal von der Ankunft Sorins verständigt; das ist auch der Grund, warum

Benesch sich weigerte, den „Gast“ zu empfangen. Sir Alexander Cadogan stellte vor der UNO fest, daß, was in der Tschechoslowakei geschah, vorher in Rumänien, Bulgarien, Ungarn und Polen erfolgte; die Technik sei dieselbe gewesen. Schließlich hat in einer Rede in Domazlice der kommunistische Abgeordnete Vaclav Juna selbst erklärt, heute könne er sagen, jeder, der geglaubt habe, Sorin sei wegen der Kornlieferungen gekommen, sei ein Narr. Er habe darauf zu sehen gehabt, daß die Amerikaner nicht die Grenze überschritten. In dem Falle würden die Russen sofort in die Tschechoslowakei einmarschieren.

Sorin erschien wieder in Prag, als es im Juni 1948 offenbar wurde, daß der Rücktritt Beneschs nicht länger aufgeschoben werden könnte. Damals wurden von ihm die Einzelheiten des Übergangs und die Nachfolge Gottwalds arrangiert. Und schließlich tauchte er wieder 1951 auf, als die alte Garde der tschechoslowakischen Kommunisten gesäubert wurde. Es handelte sich um verschiedene Kategorien, 1. solche, die 1939 den deutsch-russischen Pakt kritisiert hatten, wie Clementis, 2. die Shdanow-Fraktion, die mit der ersten Kategorie überhaupt nichts zu tun hatte, wie Slansky (die Rumänin Anna Pauker und der Franzose Marthy hatten zur gleichen Fraktion gehört), 3. zahlreiche jüdische Kommunisten, denen man Beziehungen zu Israel anhängte, weil Israel zum Westen hielt. Aber alle wurden von den Initiatoren des Prozesses in die gleiche Kategorie von „faschistischen Agenten“ und „Saboteuren“ gebracht.

1952 wurde Sorin Delegierter bei der UNO anstelle von Jakob Malik, der nach London ging.

Und nun kommt Sorin nach Bonn ...

#### FLAUSEN

Mensch, mein Urteil will nicht frech sein,  
Und ich übe gern Geduld;  
Neunmal Pech mag neunmal Pech sein —  
Aber zehnmal Pech ist: Schuld.

Alfred Kerr

Aus dem Bändchen beschwingter „*Gedichte*“ (130 S. DM 6,80), das der Verlag Kiepenheuer & Witsch gemeinsam mit Frau Julia Kerr herausgegeben hat. In gleicher Ausstattung erschienen kürzlich *Eric Singers „Romanzenbuch“* (245 S.) und eine Moritatensammlung von *Karl Heinz Kramer, „Lob der Träne“* (233 S.). Format und Auswahl verbinden sie zur vergnüglichen Reihe „*Die kleine Kiepe*“.



## Grundursachen der israelisch-ägyptischen Spannung

Dem europäischen Zeitungsleser müssen die nun schon fast alltäglich gewordenen blutigen Zwischenfälle an der Grenze Israels und Ägyptens respektive der arabischen Staaten nichts anderes als Geplänkel feindlicher Nachbarn erscheinen, welche anscheinend dazu dienen sollen, gewisse politische Pläne zu unterstützen. Diese naheliegende Erklärung der Dinge rechnet aber nur mit sekundären Äußerungen eines geschichtlichen Prozesses, der lange *vor* der Gründung des Staates Israel eingesetzt hat — der offizielle Staatsname übrigens ist Ysraël — und dessen Manifestationen sich keineswegs in Kriegsdrohungen gegen Israel, in Wettrüsten und in Annäherung an den sowjet-russischen Block erschöpfen. Alle diese augenfälligen Details sind Stationen des Angleichungsprozesses einer in einem revolutionären Strukturwandel befindlichen feudalistischen Welt vergangener Jahrhunderte an den modernen Industrialismus, Katastrophenerscheinungen eines Prozesses, der mit dem Zusammenbruch des Kolonialismus in ganzer Stärke eingesetzt hat. Die Rolle, die Israel dabei zu spielen hat, ist daher weniger eine geschichtlich oder wandlungsmäßig notwendige als eine sich aus seiner geographischen Zugehörigkeit zu der Region ergebende, in welcher der Prozeß abläuft.

Die Gegensätze zwischen Israel und Ägypten — letzteres hier als Repräsentant der arabischen Welt gedacht, wiewohl es, streng genommen, kein arabisches Land ist — sind also nur sekundär politischer Art. Was diese beiden Lebensräume wirklich und durch eine in sehr große Tiefen reichende Trennungswand scheidet, sind die Höhenunterschiede der ökonomischen, geistigen und gesellschaftlichen Entwicklungslage. Das heißt mit anderen Worten: Israel, eine kleine Enklave im arabischen Raum von etwa 8000 Quadratmeilen — seine Nachbarn Syrien, Libanon, Jordanien und Ägypten umfassen rund eine halbe Million Quadratmeilen — hat seine Existenz auf einer Schicht begonnen, die um einige Jahrhunderte höher liegt als die aller arabischen Staaten. Israel ist, politisch und wirtschaftlich gesehen, sehr jung; es ist sieben Jahre alt, ist nicht in historischer Kontinuität Schichte auf Schichte aufgebaut, sondern auf Grund eines vorgefaßten, bis ins Letzte auf wissenschaftlichen und wirtschafts-empirischen Voraussetzungen ausgearbeiteten Planes gegründet und aufgebaut. Es hat keinen Kampf gegen die aus langjähriger Kolonialherrschaft noch vorhandene Mentalität und ihre Reaktionen zu führen und ist in seiner Entwicklung durch keinerlei Stagnation gehemmt, wie sie sich aus dem Erbe einer noch sehr stark sich auswirkenden Vergangenheit ergeben. Es ist also nicht gezwungen, zu überstürzten, der Auffassungskraft der großen Masse nicht entsprechenden Maßnahmen und Einrichtungen greifen zu müssen, um seine Gesellschaft im internationalen Wirtschaftskampf konkurrenzfähig



zu machen. Dazu kommt noch die überaus wichtige Tatsache, daß Israels Nationalismus — wohl der älteste der Welt — wie die Staatsgründung und ihre Folgen beweisen, eine absolut konstruktive Kategorie ist. Ihm steht ein sehr junger, kaum dreißig oder vierzig Jahre alter arabischer Nationalismus, übernommen aus westlichem Gedankengut, sozusagen auf orientalischer Mentalität aufgepfropft, gegenüber, der, als Reaktion auf die Kolonialunterdrückung, also nicht natürlich aus sich heraus entstanden, bisher nur die halbintellektuellen Schichten und das sich mählich konstituierende Kleinbürgertum der Städte umfaßt hat. Er ist daher weder im politischen noch auch im ökonomischen Sinn primär und systematisch wirkender konstruktiver Faktor. Er kann es auch noch nicht sein, da ihn der weitaus überwiegende Teil der arabischen Welt heute noch in erster Linie nur als Xenophobie versteht. Dies ist nicht nur in jenen Teilen der arabischen Halbinsel der Fall, wo es Fremde gibt, sondern auch in den Landbezirken und in den Städten der arabischen Randstaaten wie Ägypten, Syrien und Jordanien. (Der Libanon als halb christlich-französiertes Gebiet mehr oder weniger ausgenommen.) Es stehen einander also in einer geographisch ziemlich gedrängten Region zwei, die Massenmentalitäten stark beeinflussende Sentimentkategorien gegenüber, die keine Art von gemeinsamem Nenner erkennen lassen und deren Äußerungen einander widersprechen. Sie machen eine friedliche Koexistenz überaus schwierig, in dieser Zeit vielleicht sogar unmöglich, wenn nicht ein auf beide Teile gleichmäßig wirkender Druck einer unparteilichen Macht die sich daraus ergebenden Katastrophenerscheinungen unmöglich macht, respektive unterdrückt. Da aber eine solche, an den Dingen des Vorderen Orients — und besonders an seinen potentiellen Märkten und Aufmarschgebieten — desinteressierte Macht schlechthin nicht existiert, kann der junge arabische, besonders der ägyptische Nationalismus wohl erst dann, intern und zwischenstaatlich, eine systematisch konstruktive Note annehmen, wenn er jene Entwicklungsstufe erreicht haben wird, da er, innerlich gefestigt und gesättigt, natürliches Wachstumsergebnis einer natürlichen, wenn auch sehr beschleunigten Entwicklung sein wird.

Aber auch darüber hinaus besteht eine latente und überaus bestimmende Diskrepanz zwischen Israel und den arabischen Staaten: der alles beherrschende Gegensatz in der sozialen (und mithin politischen) Struktur. Der jüdische Staat — nebenbei bemerkt kein National-, sondern ein Nationalitätenstaat — ist ein überaus modernes Gebilde, eines der demokratischsten Gemeinwesen der Welt, in dem die Arbeiterschaft, bis ins Letzte organisiert und mit einer den Staat geradezu beherrschenden Gewerkschaftsunion, die entscheidende Rolle im Aufbau, in der Politik und in der Formung des Lebensstils spielt. Das israelitische Heer ist ein demokratisches, in dem der Offizier und der Soldat die gleichen Rechte und die gleiche Verpflegung haben, seine Landwirtschaft und Industrie basiert auf den letzten Ergebnissen der Wissenschaft und, was in diesem Zusammenhang von ausschlaggebender Wichtigkeit ist: Israel kennt keinen Großgrundbesitz — der größte Teil der Böden ist unveräußerliches Eigentum des Nationalfonds — und mithin keinen Feudalismus. Es muß daher ein Fremdkörper in einer Region sein, die im Anfang einer Entwicklung zur Überwindung des Feudalismus steht, welchen der erst im Jahr 1948 gegründete Staat überspringen konnte.



Seine Gegner sind ein Konglomerat von Staaten, die, wie die Ssaudîye und Yemen, was ihre gesellschaftliche Struktur betrifft, noch etwa im 15. Jahrhundert, mit Sklavenhandel und ähnlichen Attributen stehen, welche — Ägypten nun ausgenommen — reine Feudalstaaten sind, in denen der weitaus größere Teil der Böden einer sehr kleinen Zahl von Effendifamilien oder Scheichs gehört und die, abgesehen vom Libanon, reine Diktaturen von Interessengruppen oder Herrscherdynastien darstellen, welche im Kampf gegen die sich unaufhaltsam heranschlebende Gesellschaftsordnung des Westens ihre Existenz zu verteidigen haben.

Israels Grenzen sind zwar hermetisch verschlossen, aber den arabischen Bauern jenseits der Grenze bleibt es durchaus nicht verborgen, daß ihre Vettern in Israel Staatsschulen haben, daß sie in der Gewerkschaft sind und vor allem die Vorteile eines gewaltigen Krankenkassen- und Sozialversicherungssystems genießen und, was das größte revolutionäre Ereignis des Vorderen Orients dieser Tage ist, daß sie keine Wucherzinsen und keine Bodenpacht an die landbesitzenden Effendis zu zahlen haben, weil der Boden ihnen und nicht den Feudalherren gehört. Ein räumlich derart nahe liegendes Beispiel muß natürlich die Effendiklasse der arabischen Länder, nicht nur der Anrainer Israels, sondern bis tief hinunter in die petroleumschwere Ssaudîye, in Bestürzung und mählich auch in Panikstimmung versetzen.

Ägypten hat als erstes arabischsprechendes Land die die Fellachen ausaugende Diktatur einer zwei Drittel der Böden besitzenden Paschaklasse und ihres korrupten königlichen Hauptes zerschlagen. An ihre Stelle trat eine Gruppendiktatur, die vermutlich den besten Willen hat, das Land innerlich und äußerlich zu normalisieren. Sie hat aber den schwerwiegenden organischen Fehler, daß sie der Masse, die sie zum Fortschritt zwingen will, um ein paar Jahrhunderte voraus ist, ein Fehler, der eines Tages fatal werden kann. Sie muß aber trotzdem von den Westmächten um jeden Preis, anscheinend selbst um den des von ihnen gegründeten Israel, gehalten werden, damit jenes Chaos vermieden werde, das — zumindest nach englischer Auffassung — dem Kommunismus die letzten Tore von Kairo, Alexandrien und Ismailiye öffnen würde. Die Militärjunta, deren Wortführer Nasser ist, weiß dies und handelt, was von ihrem Standpunkt aus leicht verständlich ist, dementsprechend. Sie hat aus der Geschichte der deutschen, italienischen und russischen Diktatoren das oberste Gesetz jeder totalen Herrschaft gelernt, jenes Gesetz, das sagt, daß eine Revolution und eine Diktatur sich nur solange halten kann, wie sie dynamisch bleibt. Sie braucht Krieg oder zumindest Kriegsdrohungen, um von den selbstverständlich sich ergebenden inneren Schwierigkeiten abzulenken; im Augenblick, da sie stabil wird, ist sie mit Problemen konfrontiert, deren Bewältigung eine weit größere Zeitspanne voraussetzt, als selbst die an Druck von Oben gewohnte unterentwickelte Bevölkerungsmasse geneigt ist, irgendeiner Diktatur mit sehr weitgesteckten Zielen einzuräumen.

Vor diesem Hintergrund nun spielt sich der immer heißer werdende Kalte Krieg mit Israel ab, in dem jetzt der Eintritt Sowjetrußlands den Westen zu einer aktiveren Rolle zwingt. Selbstverständlich ist Ägypten, das heißt das Volk des Nillandes, durchaus nicht geneigt, sich bolschewisieren zu lassen — die dynastischen arabischen Staaten natürlich noch weniger — aber es ist



kein Zufall, daß gerade Ägypten als erster Staat dieser Region die Wendung nach dem Osten machte. Nicht allein weil Israel, von Geburt an auf Tod und Leben mit den westlichen Stiefeltern verbunden, eine solche Wendung nicht machen kann, sondern auch aus genau dem gleichen Grund, der Hitler veranlaßte, seine Kriege zu führen: der Kampf um die Hegemonie — in diesem Fall bescheidener Weise nicht in der Welt, sondern nur im Vorderen Osten. Die von England gegründete Arabische Liga, ein von Geburt an schon überaus rachitisches Kind, heute nur mehr sehr oberflächlich durch die gemeinsame Abneigung gegen Israel zusammengehalten, ist nicht mehr das Instrument Ägyptens, das sie bis vor ein, zwei Jahren gewesen war. Der Iraq hat nun gleichfalls Ansprüche auf die Hegemonie in der arabischen Welt angemeldet und hat sich im Pakt von Bagdad eindeutig für den Westen entschieden, das andere Haschimidenkönigtum, Jordanien, ist englische Einflußsphäre, Syriens Diktatoren stehen auf nicht sehr sicheren Füßen und die Ssaudîye, welche aus Angst vor einer Vereinigung der beiden Haschimidenländer an ihren Grenzen sich mit der zweiten Stellung nach Ägypten zufriedenzugeben bereit ist, hat außer den Heiligen Stätten keinerlei Anziehungskraft auf die große arabische Masse, die nicht einen einzigen Piaster aus der gigantischen Dollarmasse genießt, welche die Amerikaner an den petroleumsschweren König von Ssaudîye allmonatlich zahlen. Es ist also zu verstehen, daß Ägypten auch aus diesen Gründen den Kampf gegen Israel auf der ganzen arabischen Linie intensivieren muß, gegen dieses Israel, dessen Sieg im Jahr 1948 Ägypten den Anstoß gab, sich seines minderwertigen Königs zu entledigen und endlich mit der so notwendigen sozialen Strukturänderung zu beginnen.

Man muß nur ganz wenig von den Dingen im Vorderen Osten verstehen, um die so paradox klingende Behauptung zu verteidigen, daß ohne Israel der Gegensatz zwischen den arabischen Ländern schon längst zu einem offenen geworden wäre, der den Großmächten vermutlich nicht weniger Sorgen gemacht hätte als der Konflikt mit und um Israel. Die Existenz dieses Staates ist daher — in jeder Beziehung — eine geschichtlich berechnete und, trotz aller Katastrophenerscheinungen, von aktuellen politischen Konstellationen unabhängig. Sie ist nicht nur für das jüdische Volk von essentieller Notwendigkeit, sondern auch für die ganze Region wichtig, denn sie beschleunigt den gesellschaftlichen Umformungsprozeß im arabischen Orient und mithin die Angleichung an den Standard der andern Welt, welcher die Voraussetzung für jede friedliche Koexistenz und Konkurrenz ist. Ohne Israel als Reizkörper hätte dieser Prozeß sich über einen weit größeren Zeitraum erstreckt und hätte weit mehr Zusammenstöße inkongruenter Faktoren mit sich gebracht.

Israel wird und muß die augenblickliche sehr gefährliche Konstellation überleben, um schließlich in *friedliche* Aufbaukonkurrenz mit seinen Nachbarn im gemeinsamen semitischen Lebensraum zu treten, der geographisch, wirtschaftlich und vielleicht auch militärisch ein geschlossenes Ganzes darstellen soll. Natürlich muß es, wenn es nach zweitausend Jahren wieder sein Recht und die Möglichkeit einer historischen Kontinuität zu verteidigen hat, sich gewisser Lehren aus der Geschichte erinnern, in der es schon einmal in einem West-Ostgegensatz eine gewisse Rolle zu spielen hatte, welche die damalige für Israel wichtige Welt in ein ägyptisches und ein babylonisches Lager teilte.



# Der menschliche Faktor in der Wirtschaft

## I.

Wenn man auch den Psychoanalytikern vieles nachsagen kann, die Volkswirtschaftler, die ihre kurzen Tage nicht im „Ivory Tower“ verbringen, schulden ihnen jedenfalls Dank dafür, daß es auch in der theoretischen Nationalökonomie um den „homo economicus“ still geworden ist. Er ist — oder richtiger: war — so wie der „homo politicus“ (vom homo sapiens ganz zu schweigen), eine Abstraktion, mit der sich trefflich ein System bereiten ließ. Hie und da wird denn auch noch immer versucht, den homo economicus auf der volkswirtschaftlichen Bühne wieder erscheinen zu lassen. Allein, das Argument ist nicht sehr überzeugend, daß mit der zunehmenden Entpersönlichung des Wirtschaftslebens durch Massenerzeugung und Massenverteilung von Gütern, auch die menschlichen Beziehungen in der Wirtschaft sich immer mehr entpersönlichen müssen. Im Gegenteil: Auch wer sich aus wirtschaftspolitischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Gründen vom „homo economicus“ nicht glaubt trennen zu können, wird kaum bestreiten, daß demgegenüber die Erkenntnis von der wachsenden, ja entscheidenden Bedeutung des menschlichen Faktors sich immer stärker durchsetzt. In der Wirtschaft handelt es sich dabei nicht mehr darum, daß man sich mit dem Irrationalen in der menschlichen Natur, als mit einer *quantité négligeable* abzufinden sucht. Vermessen wäre es freilich, deshalb schon zu behaupten, wir seien bereits in der Lage, uns auch nur annähernd davon ein Bild zu machen, inwieweit erwünschte oder unerwünschte „menschliche Beziehungen“ die moderne Wirtschaft beeinflussen.

Rein negativ läßt sich allerdings feststellen, daß in England, wo diese Probleme nicht nur in breiter Öffentlichkeit und mit innerer Anteilnahme erörtert werden, sondern man sich auch redlich bemüht, psychologisch fundierte Nutzenanwendungen für eine demokratische Lebensführung der Gesamtheit zu finden, die Ausbeute an brauchbaren Erkenntnissen für Arbeit und Muße nur gering ist. Der erste Jahresbericht des *Joint Committee on Human Relations in Industry* bestätigt diese Feststellung. Schon die Beschränkung auf „die Industrie“ könnte leicht zu der bedenklichen Annahme verleiten, daß der Industrie allein die herkulische Aufgabe obliegt, das menschliche Leben den umwälzenden Veränderungen anzupassen, von denen als Begleiterscheinungen eines Zeitalters der Industrialisierung eigentlich kein Fleckchen Erde unbeeinflusst bleiben konnte. (Man erinnere sich des maßlosen Erstaunens, als wir hörten, daß man bei der Erforschung von Neu-Guinea kürzlich auf einen Papua-Stamm gestoßen ist, dem der „weiße Mann“ völlig unbekannt war.)

Selbst in Ländern mit am weitesten fortgeschrittener Industrialisierung kann man von der Industrie doch stets nur als von *einem Sektor* der nationalen Wirtschaft — manchmal vielleicht als dem wichtigsten — sprechen. Doch auch dort bilden die in der Industrie tätigen oder mit ihr mittelbar in Ver-

bindung stehenden Menschen immer nur einen Bruchteil der Gesamtbevölkerung. Und es ist gerade diese Tatsache, die ganz neue Ausblicke auf das Problem des menschlichen Faktors in der Wirtschaft eröffnet. Daher sind sowohl der schon erwähnte Bericht des Joint Committee on Human Relations in Industry, wie auch die Ergebnisse zweier Konferenzen in Oxford und Cambridge höchst aufschlußreich, gerade weil sie unter starker Beteiligung von führenden Wissenschaftlern, Industriellen, Gewerkschaftern und Angehörigen der freien Berufe stattfanden. Sie dürften entscheidend dazu beigetragen haben, daß auf Anregung des Duke of Edinburgh und unter seinem Vorsitz eine Konferenz in Oxford schon 1954 für dieses Jahr in Aussicht genommen wurde, der man wegen ihres Programms und ihrer Teilnehmer mit Spannung entgegenseht, und worüber noch einiges zu sagen sein wird.

## II.

Im Jahre 1952 betrug die Zahl der Giganten der englischen Industrie — d. h. der Großbetriebe mit über 5 000 Arbeitern und Angestellten — 71. Fabrikationsbetriebe mit mehr als 10 Beschäftigten gab es im gleichen Jahre 57 000, von denen es sich bei etwa 42 000 um Mittel- und Kleinbetriebe mit weniger als 100 Arbeitern und Angestellten handelt. Daß die 71 „Giganten“ der Industrie, und wahrscheinlich auch eine erhebliche Anzahl der Großbanken, Versicherungsgesellschaften und Großbetriebe des Einzelhandels, sich bemühen, ihren Leuten bei der Arbeit Annehmlichkeiten zu bieten, damit sie munter fortfließt, darüber braucht man nicht viel Worte zu verlieren. Allein, ein wie starkes wirtschaftliches Aktivum für die in Großbetrieben Tätigen auch Kantinen mit billigen Mahlzeiten, Spiel-, Sport- und Ruheplätze, und eine Wohlfahrts-Zentrale bieten, die sich besonders um die weiblichen Angestellten kümmert, und wie menschlich angenehm auch diese „Annehmlichkeiten“ empfunden werden, das eigentlich menschliche Problem, das Verhältnis des Individuums zu seiner eignen Arbeit wird durch all' das kaum berührt, geschweige denn gelöst.

Ein solches Problem gibt es natürlich dort nicht, wo Arbeit den Menschen innerlich befriedigt oder doch zu befriedigen vermag. Man braucht dabei gar nicht nur an Spitzenleistungen auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet zu denken, oder an eine Tätigkeit an verantwortlicher Stelle im Interesse der Gesamtheit. Es gibt eine ganze Stufenleiter menschlicher Betätigungen, die uns innerlich so befriedigen, daß der „menschliche Faktor“ nicht nach Aequivalenten für das zu verlangen braucht, was die tägliche Routine so vielen versagt. Diese Stufenleiter reicht bis zum Handwerker, zum Kleinbauern auf eigener Scholle, und dem technisch geschulten Arbeiter. Doch läßt sich daran kaum zweifeln, daß zunehmende Arbeitsteilung, Standardisierung und Rationalisierung, vor allem aber die Einförmigkeit der Arbeit, wie sie das Fließband mitschlingt, den Spielraum ständig verengern, in dem Möglichkeiten bestehen, das Sehnen nach nicht rein mechanischer differenzierter und persönlich zusagender Tätigkeit zu befriedigen. Gewiß, keiner von den vielen Tausenden, die in modernen Riesenbetrieben tätig sind, wird die ihnen gebotenen Arbeitererleichterungen missen wollen. Kaum einer von all denen, die ihre Arbeit in Betrieben zu leisten haben, in denen sich solche Ein-



richtungen aus technischen oder wirtschaftlichen Gründen verbieten, wird sie ihren Nutznießern mißgönnen. Der beiden Konferenzen, die sich jede denkbare Mühe gaben, einer als zwangsläufig angesehenen industriellen Entwicklung den „menschlichen Faktor“ sozusagen organisch einzugliedern, hätte es daher eigentlich gar nicht bedurft.

Auf der einen, von der CO-Partnership Association veranstalteten, Ceen-brodger Konferenz, bei der „Menschliche Beziehungen in ihrem Verhältnis zur Größe des Betriebs“ das Hauptthema bildeten, spielten die verschiedenen Systeme der *Gewinnbeteiligung von Arbeitern und Angestellten* eine große Rolle. Dafür interessieren sich englische Großbetriebe zur Zeit außerordentlich, nachdem die Imperial Chemical Industry mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Doch welche materiellen und ideellen Vorteile eine Gewinnbeteiligung der Angestellten auch bietet, ihr Einfluß auf Arbeiter und Angestellte bis zum Alter von 30 Jahren bleibt gering, sowohl was Produktivitätssteigerung als auch was Verbundenheit mit dem Betrieb betrifft. Es war der Inhaber eines 3 000 Arbeiter beschäftigenden Unternehmens, in dem Gewinnbeteiligung schon vor — etwa 100 Jahren eingeführt wurde, der diese enttäuschende Mitteilung machte. Erst bei älteren Arbeitern darf man auf Verständnis für das auch menschlich Wertvolle solcher Versuche rechnen, die Atomisierung der werktätigen Bevölkerung zu verlangsamen. In der Tat war die Konferenz sich über die Unmöglichkeit im klaren, den Begriff des menschlichen Faktors im Rahmen der Wirtschaft oder gar der Industrie erschöpfend ausdeuten zu können! Wir haben es hier mit einem Kapitel sozialer Psychologie der Nation als Ganzes zu tun.

Wissenschaftlich hat man das auf folgende Formel gebracht: Die *Triebkraft hinter dem Anprall des menschlichen Faktors* auf unser System der Gütererzeugung entstammt nicht dem Gedanken, daß unser materieller Fortschritt auf volkswirtschaftlichen Grundsätzen beruht, sondern der *ewigen Menschheits-Sehnsucht nach Glück*. Der menschliche Faktor in der Wirtschaft — und darin liegt die Paradoxie — hat also mit der Wirtschaft gar nichts zu tun. Aber bedarf es wirklich dieses Umwegs, um sich eine etwas gemeinplätzliche Wahrheit zu eigen zu machen?

### III.

Mit dieser rhetorischen Frage fänden die bisherigen Betrachtungen vielleicht einen ganz passenden Abschluß. Doch dann wären sie unvollständig, denn es ist keineswegs so, daß man sich damit begnügt, eine neue Formulierung für etwas gefunden zu haben, was dem gesunden Menschenverstand auch bisher nicht ganz unbekannt war. Bezeichnenderweise beschäftigte sich die Konferenz, von der noch nicht die Rede war, und die unter der Leitung einer pädagogischen Autorität der Universität Oxford, stattfand, hauptsächlich mit der wirklich brennenden Frage, was denn zu geschehen hätte, um gerade den *jungen Arbeiter* in seinen menschlichen Beziehungen zum Berufsleben zeitgemäße Richtlinien zu geben. Und auch hier kam man zu der Erkenntnis, daß jede Provinz des sozialen Lebens wesentliches dazu beizutragen hätte, praktisch anwendbare Mittel und gangbare Wege zu finden. Eltern und Lehrer, Jugendorganisationen, Berufsberater, Arbeitgeber und Gewerkschafter — letztlich all die konstruktiven Kräfte, die in der öffentlichen Meinung

einer Nation zur Geltung kommen, sind bei der sozialen Neugestaltung des nationalen Lebens unentbehrlich.

Man ist daher gespannt, ob des „Herzogs Konferenz“ in diesem Jahre so geplant ist, daß es ihr gelingt, die Kluft zu überblicken, die sich zwischen dem Individuum und den durch wirtschaftliche Entwicklungen bedingten, immer stärker von Massenwirkung beeinflussten staatlichen und gesellschaftlichen Organisationen bereits aufgetan hat. Daß hierbei nicht an eine Weltkonferenz gedacht wird, versteht sich von selbst. Soweit ist die Menschheit noch nicht, daß man menschliche Probleme (wenn man von der Furcht vor der Atom-bombe absieht) auf allgemein-menschlicher Ebene behandeln könnte. Aber geopolitisch ist, vom englischen Standpunkt aus gesehen, der Rahmen denkbar weit gespannt. Die Tagesordnung ist dem *Studium menschlicher Probleme bei industriellen Gemeinschaftsgebilden innerhalb des Commonwealth und Empire* gewidmet. Auch in diesem Falle aber werden wir darüber nicht im Unklaren gelassen, daß man an eine im Vormarsch befindliche, auf Industrie beruhende Gesellschaft denkt, und an die Rolle, die in ihr der menschliche Faktor zu spielen berufen ist. Deshalb muß erneut auf die Bedenken hingewiesen werden, die gegen eine Überschätzung der Industrie in ihrer gesellschaftsformenden Bedeutung sprechen.

Wenn aber in dem vorläufigen Programm unmißverständlich unterstrichen wird, daß diese Konferenz in erster Linie für junge in der Industrie tätige Menschen — im Alter zwischen 25 und 45 Jahren — bestimmt ist, und es hauptsächlich darauf ankommt, ausfindig zu machen, wie sich die Vorteile fortschreitender Industrialisierung mit den auf Befriedigung drängenden Bedürfnissen des Individuums in Einklang bringen lassen, so ist das ein erfreuliches und viel versprechendes Aktivum. Die betont experimentelle Natur der Konferenz bürgt dafür, daß keine Inflation von Sachverständigen zu befürchten ist. Was der Duke of Edinburgh, modern erzogen, modern denkend, vorurteilsfrei und uneiferlich, im Sinn hat, ist *keine* Zusammenkunft von Experten, sondern von Männern und Frauen verschiedenster Rassen und Nationen, die sich ernstlich bemühen, den sehr realen Verantwortlichkeiten gerecht zu werden, vor die sie sich in den sie beschäftigenden industriellen Betrieben gestellt sehen. Und doch, wenn man immer wieder hört, daß nur von erhöhter Produktivität einer großindustriell aufgebauten Volkswirtschaft Steigerung oder gar Verdoppelung unserer Lebenshaltung abhängt, daß aber für weite Kreise der berufstätigen Bevölkerung verbesserte Lebenshaltung sich vor allem in weniger Arbeitsstunden und -Tagen und in mehr Freizeit ausdrückt, dann drängt sich unwillkürlich eine Frage auf, die in den Gesprächen über den menschlichen Faktor in der Wirtschaft nur selten gestellt wird, und die auch die Tagesordnung der Konferenz des Herzogs nicht enthält:

Wenn es erhöhter Produktivität bedarf, um den Ausgleich für Produktionsausfall in Folge von verkürzter Arbeitszeit zu schaffen, sollte man dann nicht daran denken, daß schöpferische Freizeitgestaltung Hand in Hand mit gesteigerter wirtschaftlicher Leistung gehen muß, wenn Müße nicht zu sinnlosem Müßiggang entarten soll? Die Dynamik des menschlichen Faktors wird sich mit der Dynamik einer unaufhörlich auf neue Bedürfnisse und — Begierden sinnenden Industrie nur dann abfinden, wenn Arbeit und Freizeit vorausschauend ins Gleichgewicht gebracht worden sind.



# Die Universität Alaska

## I.

Die äußerste Halbinsel am Ende des nordamerikanischen Kontinents — und für das amerikanische Gefühl auch der amerikanischen Welt — bildet das wesentliche Gebiet des Territoriums Alaska. Mit seinem fjordreichen, nach Südosten verlaufenden, der kanadischen Provinz vorgelagerten engen südlichen Küstenlande stellt Alaska ein Areal dar, das zweimal so groß wie Texas und ungefähr  $2\frac{1}{2}$ mal so groß wie Frankreich ist. Dieses gewaltige, von den Russen vor etwa neunzig Jahren um eine verhältnismäßig geringe Summe Geldes abgetretene Land wird von den Vereinigten Staaten als Territorium, also als eine Art Provinz oder Kolonie mit beschränkten Autonomierechten, verwaltet. Während die Amerikaner überall gegen den Kolonialismus auftreten, sich des Aufstandes ihrer 13 Kernkolonien rühmen, erlauben sie vorläufig diesem großen und reichen, von einer ordnungsliebenden, organisationstüchtigen und tapferen Bevölkerung bewohnten Lande, das nicht weniger, sondern mehr Einwohner als der Staat Nevada hat, die Beanspruchung jener Rechte nicht, die sie sich selbst im Revolutionskriege genommen haben. Freilich tagt gerade in diesen Tagen — Winter 1955/56 — auf dem akademischen Boden der Territorialuniversität die verfassunggebende Versammlung, von der Bevölkerung gewählt, die dem Kongreß in Washington einen Verfassungsentwurf für den künftigen Staat Alaska zur Genehmigung vorlegen wird.

Alaska legt höchsten Wert darauf, *nicht* Pionierland, nicht „frontier“ zu sein. Das Territorium empfindet schmerzlich den Mangel einer es mit dem Mutterlande verbindenden Eisenbahnlinie. Man kann diese größte Besitzung der Vereinigten Staaten, auf dem nordamerikanischen Kontinent selbst gelegen, nur mit Flugzeug von Seattle oder auf einer sehr langen Autostraße erreichen, die durch die kanadische Provinz British Columbia führt.

Psychologische Gründe tragen an dieser merkwürdigen Abgeschlossenheit des Territoriums mit schuld: psychologische Einstellungen der Amerikaner, die in gleichsam „südlichen“ Begriffen denken. Da New York, ihre größte und zweifellos berühmteste Stadt, auf der Breite Neapels liegt, die Bundeshauptstadt Washington sozusagen in Sizilien zu finden ist, erscheint Alaska, das amerikanische Gegenstück zu Skandinavien, als ein Reich der Mitternacht.

Tatsächlich besitzt Alaska, anders als Skandinavien, nur eine einzige Eisenbahnlinie, die von der Hafenstadt Anchorage nach Fairbanks führt und übrigens sehr bequeme Züge verkehren läßt. Aber zum Rufe des Territoriums — genauer: zu dem sich allmählich durchsetzenden Rufe — ein normales, zivilisiertes Land zu sein, trägt in hohem Maße seine Universität bei, die Spitze eines wohlorganisierten Schulsystems, das in den Qualifikationen seiner Lehrer und den Resultaten bei seinen Lernenden der Mehrheit der Unionsstaaten überlegen ist.

## II.

Die Universität Alaska ist im wesentlichen eine technische Hochschule, die auf eine für europäische Verhältnisse rasche, aber fortschreitende und sich ausweitende Entwicklung zurücksieht: Mitte März 1915 hatte der Washingtoner Bundeskongreß einen Gesetzesbeschluß gefaßt, der ein bedeutendes Grundstück — eigentlich einen ganzen Realitätenkomplex, der auch heute noch den wichtigsten Vermögensstand der Universität darstellt — zur Errichtung und Unterhaltung eines territorialen College und einer Bergwerksschule bestimmte. Am Unabhängigkeitstage 1915, 4. Juli, fand die Grundsteinlegung statt. Das Territorialparlament nahm zwei Jahre später — 3. Mai 1917 — die Landschenkung an und schuf eine juristische Person, die *The Alaska Agricultural College and School of Mines* genannt wurde. Der Leser kann sich aus dieser trockenen Berichterstattung ein sehr lebendiges Bild von den Zuständen im Territorium machen: der meiste Landbesitz befindet sich in den Händen der Union, und sogar Realitäten, die für eine so wichtige Schule benötigt werden, müssen durch einen Schenkungsakt vom Bunde an das Territorium übertragen werden.

Endlich wurde das College im September 1922 eröffnet; die Anzahl der Hörer war zunächst nur sehr bescheiden, aber der erste Präsident der Hochschule, Charles E. Bunnell, der sich auch als Bundesrichter im Territorium einen großen Namen gemacht hatte, ruhte nicht, bis seine stets wachsende Anstalt im Juli 1935 durch ein Territorialgesetz als *University of Alaska* reorganisiert wurde.

Dem deutschen Leser, der seit Kriegsende mit amerikanischen Einrichtungen freiwillig oder unfreiwillig vertrauter geworden ist dürfte wohl schon bekannt sein, daß eine amerikanische Hochschule — selbst von anerkanntem Universitätsrang — mit einer deutschen Universität, also einer zumindest vier Fakultäten aufweisenden Institution von höchsten akademischen Qualifikationen, nicht einfach verglichen werden kann. Im allgemeinen hat die amerikanische Universität — auch die von Alaska — ein College gewissermaßen als Unterbau, dessen Absolvierung zum Baccalaureat führt: nach vier Jahren eines vorgeschriebenen Studienganges, der den Deutschen an Realschule, Realgymnasium, Handelsschule — und nur ganz selten an die humanistische Lehranstalt erinnern dürfte — erlangt der Student entweder den Titel *Bachelor of Arts*, wozu er u. a. zwei Jahre eine Fremdsprache studiert haben muß, oder *Bachelor of Science*, dessen Voraussetzungen das Belegen von Kursen in einer Fremdsprache nicht mit einschließen.

Nur wenige Kurse würden einem Europäer als hochschulwürdig vorkommen: der Widerspruch zwischen der geistigen und physischen Reife unserer amerikanischen Studenten einerseits und den simplen Informationsmängeln, verschärft durch eine geradezu erschreckende Ununterrichtetheit in der englischen Muttersprache — Grammatik, Kompositionslehre, Orthographie, Literatur — andererseits stellen eines der traurigsten Erziehungsprobleme dieser großen Nation dar. Seine bloße Existenz zwingt jede Hochschule, in den ersten vier Semestern diese eher für die „heranwachsende Jugend“ bestimmten Gegenstände zu lehren und damit viel kostbare Zeit zu verlieren. Dabei können wir selbst in Betracht ziehen, daß die englische Orthographie an sich schon schwieriger ist als die anderer Sprachen und daher eigentlich an den Sekundar-



schulen mit eindringlicherer Sorgfalt gelehrt werden müßte, als es tatsächlich der Fall ist.

Der sich wiederum an den Hochschulen auswirkende Vorteil dieser Rückständigkeit der Studenten liegt in der Notwendigkeit, der Jugend mehr Allgemeinbildung vermitteln zu müssen, sodaß die amerikanischen Colleges nicht in demselben Ausmaße spezialisierte Berufsschulen sind wie die deutschen Hochschulen. Es hat einen gewissen Reiz, die Klassiker mit Zwanzigjährigen zu diskutieren, die unbedingt reifer sind als europäische Oberschüler, die oft dem, was heute veraltet und nur historisch interessant sein mag, nicht die notwendige Toleranz und Sympathie entgegenzubringen imstande sind. Andererseits bleibt es immer verwunderlich, daß die Amerikaner, die doch immer in Eile sind, ihrem Erziehungssystem einen retardierenden Charakter gegeben haben, denn der junge Student erlangt mit etwa 21 Jahren erst seinen Bachelor-Grad, nicht vor zwei weiteren Jahren den Master-Grad, während, falls er es auf ein Doktorat abgesehen hat, die Vorbereitung darauf viele Jahre in Anspruch nimmt: diese Promotion wird selten vor dem 30ten Lebensjahr erreicht.

### III.

Die Universität Alaska hat eine namhafte graduate School, an der Master-Grade in Geophysik, Physik, Chemie, Pädagogik, im Englischen und einem eigentümlichen Gegenstand, der „Wildlife Management“ heißt und etwa der deutschen Forstwirtschaft entspricht, erworben werden können. Physik und Geophysik können auch bis zum Doktorat betrieben werden. Die Universität hofft sogar, in kurzer Zeit die Voraussetzungen zum höheren Studium der Fremdsprachen (Master-Grad) bieten zu können.

Während die außerordentliche geographische Lage der Hochschule, so nahe dem Polarkreise, in einem dünn besiedelten, äußerst nordwestlichen Territorium, die Gefahr der kulturellen Abgeschiedenheit und des isolierenden Abgeschnittenseins augenfällig werden läßt, wogegen wir in den Humaniora durch unausgesetzte Anknüpfung neuer Verbindungen mit dem Mutterlande und Europa und Aufrechterhaltung der so gewonnenen Verbindungen ankämpfen, bedingt gerade diese Lage bestimmte Forschungen, die vom wissenschaftlichen wie strategischen Gesichtspunkt ungemein wichtig sind. Unser Geophysikalisches Institut ist das größte der Vereinigten Staaten überhaupt und beschäftigt sich besonders mit den Einwirkungen des Nordlichts auf den Rundfunk und auch auf Radar; ferner lassen sich dort die Schwankungen des magnetischen Pols studieren. Nur nebenbei sei erwähnt, daß die herrliche Aurora Borealis über unserem Campus sehr oft ihr großartiges Schauspiel vollführt, während andererseits die normalen Kompaßnadeln bei uns außer Rand und Band geraten: sie zeigen in eine östlich-nordöstliche Richtung und wer sich nicht mit langen Umrechnungen befassen will, blickt — freilich nur an klaren Tagen — auf den stolzen Mount McKinley, den höchsten Berg des Doppelkontinents, der genau westlich-südwestlich, über 6 km hoch aus der Ebene in die Wolken ragt. Diese Ebene durchzieht der Fluß Chena, der zum Yukon-System gehört, und an dessen Ufern die Stadt Fairbanks liegt.

Im Jahre 1956/57 werden die zahlreichen bedeutenden Gelehrten, die an unserem Geophysikalischen Institut wirken, Gastgeber des Internationalen

Geophysikalischen Kongresses sein, der unsere so abseits gelegene Gemeinde College — denn „College“ ist der Name der Ortschaft, in der unsere Universität liegt, eine Art Vorstadt von Fairbanks — zum Sitz einer wissenschaftlich wichtigen Tagung machen wird.

Außer unserer Bergwerksschule, die durch die Goldschürfungen im Territorium, noch ziemlich spärliche Uraniumfunde und vermutete Ölvorkommen eine wachsende Bedeutung erlangt hat, erfreut sich das Studium des Wildlife (Forstwirtschaft) großer Popularität: das Leben der Pelztiere des hohen Nordens kann bei uns in einem richtigen Praktikum studiert werden, denn vor ein paar Wochen hat sich ein brummiger Meister Petz an den Grenzen des Campus sehen lassen, was weder Alt-Heidelberg noch Göttingen noch irgendeine andere deutsche Universität, so ehrwürdig sie auch sonst sein mag, von sich behaupten kann; Luchse sind keine Seltenheit, Elche und Rentiere unsere Nachbarn, denn sie leben in den nahen Wäldern.

Weit über die Grenzen Alaskas hinaus erstreckt sich der besondere Ruf unseres Universitätsmuseums: anthropologische, ethnologische und naturwissenschaftliche Merkwürdigkeiten, systematisch gesammelt und methodisch geordnet, sollen den Studenten und den gelegentlichen Besucher mit allen wichtigen Erscheinungen des Territoriums vertraut machen. Man darf nicht vergessen, daß die zu Alaska gehörigen Aleuten-Inseln vor Jahrtausenden den aus Asien kommenden Ureinwohnern Amerikas als Brücke dienten. Archäologische Funde aus dieser Urzeit bilden den Stolz der Sammlungen.

#### IV.

Die Hörschaft unserer Hochschule rekrutiert sich aus allen Staaten der Union und der Hemisphäre; natürlich ist ein ganz großer Prozentsatz der jungen Leute in Alaska beheimatet, aber jeden Besucher unserer Hochschule interessieren besonders die „natives“ — nicht die Weißen Alaskas, sondern unsere indianischen und Eskimo-Studenten. Gewöhnlich bedeutet der erste Anblick unserer Eingeborenen eine große Enttäuschung: das sind ganz amerikanisch gekleidete junge Leute, keineswegs mit Lebertran eingerieben oder irgendwie putzig, wenn nicht gar folkloristisch aussehend. Sie studieren an unserer Hochschule, was immer der Lehrplan bietet — sehr oft bereiten sie sich auf die pädagogische Laufbahn vor, um später in ihren Siedlungen jenseits des Polarkreises oder auf den fernen Inseln ihre jüngeren Brüder und Schwestern zu guten Bürgern auszubilden.

Indianer wie Eskimos sehen mongolisch aus — Eskimos eher wie Japaner, obwohl sie großen Wert darauf legen, ja nicht mit irgendeinem asiatischen Volke verwechselt zu werden. Im persönlichen Umgange unterscheide ich sie leicht nach dem Temperament: der Indianer ist gewöhnlich ernst und etwas wortkarg, der Eskimo immer freundlich und immer heiter. Forscher, die im hohen Norden lange Zeit unter Eskimos gelebt haben, berichteten, daß die außerordentlich schwierigen Lebensbedingungen nur durch gute Laune erträglich gemacht werden — die durch die große Kälte notwendige animalische Nähe, die uns Weißen auf die Nerven gehen würde, wird durch guten Humor gleichsam gemildert.

Der kleine Eskimo hat eine große Weisheit entdeckt: Freundlichkeit und gute Laune und beständige Hilfsbereitschaft — das sind die drei charakteristischen



Wesenszüge des braven Völkchens — bringen die Menschen nicht nur zusammen, sondern erleichtern das manchmal zu nahe Zusammenleben der Menschen.

## V.

Während ich diese Zeilen schreibe, Ende November, geht die Sonne gerade als eine feurige Kugel hinter dem Denali unter, so heißt der Mt. Mc Kinley indianisch. Es ist Abend geworden — Abend um zwei Uhr nachmittags! In einem Monat wird sie um elf Uhr aufgehen und um ein Uhr unterm Horizont versinken. Der Thermometer zeigt dreißig Grad Celsius unter Null — im Tal dürfte es um zehn Grad kälter sein. Aber kein Lüftchen weht — es ist vollkommen trocken. Wie in einem Luftkurort. Auf einem Zauberberg.

Zauberberg? Ich muß Abschied nehmen, denn die deutsche Literaturklasse wartet auf mich. Wir halten noch nicht bei Thomas Mann, aber doch schon bei Goethe und Schiller.

Diese Sterne werden auch durch die Polarnacht den freundlichen Kindern des hohen Nordens edel und milde strahlen.

### EIGENNUTZ UND HUMANITAS

#### Eine Fabel

Es ist grausam,  
ausgestoßen zu sein aus dem Freistaat  
milden Verstandes,  
in dem auf den Wahlplakaten  
Eigennutz und Humanitas  
Parteien der Mitte sind.

Ist dort auch alles wie Händewaschen:  
Wer das Seifenpulver  
mit der Gebärde „Wasche auch du mich“  
zu reichen versteht, und die  
Temperatur des Spülwassers trifft,  
ist Genosse.

Eigennutz und Humanitas stoßen sich nicht  
in der Blindenanstalt unseres Gewissens.  
Sie verwechseln das Bäumlein mit jedem,  
der mitspielt. Aber sind grausam wie Kinder  
gegen den Spielverderber,  
der keine gelbe Armbinde  
mit drei Punkten trägt.

*Viktor Otto Stomps*

## Buchkritik im Bürgerkrieg

Alte Kaufleute wissen noch, daß die ersten Verluste immer die geringsten sind. Sie kalkulieren entsprechend vorsichtig. Ihr Denken und Handeln richtet sich darauf, den ersten Verlust in seinen Ursachen und Auswirkungen einzukreisen, um den zweiten Verlust zu verhindern. Völker können nicht denken noch handeln. Das wissen die Politiker. Deswegen versuchen sie, ihren Wählern den bitteren Kelch der Einsicht zu ersparen. Soweit kann Nächstenliebe gehen. Unkenntnis der Anfänge beruhigt und mildert den Schrecken der nachfolgenden größeren Verluste. Der deutsche Schrumpfprozeß bietet seit 100 Jahren genügend treffliche Beispiele. Heute wundern wir uns nicht mehr, wenn wir lesen, daß die fliegenden Untertassen der Wiedervereinigung dienen und die Marsbewohner nichts anderes als die deutsche Einheit im Sinn haben. Wir lullen uns von Pleite zu Pleite ein, und die Literatur ist auch dabei.

In Wahrheit sind wir mitten im Bürgerkrieg. Die Unterdrücker haben ganz Mittel- und Ostdeutschland besetzt und sind mit Rußland im Bunde. Wann je wären sie ohne diesen Alliierten ausgekommen? Wenn nichts anderes die Stellung der Pankower in der Geschichte verriete, dann dies, daß sie auf Moskau hoffen. Sie gleichen umgekehrt den russischen Zarentreuen von 1905, die auf den deutschen Kaiser zählten. Doch rechnen sie besser als jene. Der Juniaufstand 1953 hat sie nicht vertrieben, und seit Genf sitzen sie breiter als je auf ihren angemessenen Plätzen. Wir können sie nicht hinunterzwacken. Wenigstens nicht, solange das Blocksystem, dem sie zugehören, so wenig Risse wie jetzt zeigt. Das kann sich ändern; aber es wird sich nur dann ändern, wenn wir weiteren Verlusten zu begegnen wissen.

Wie alle Usurpatoren haben die Pankower ihre Reihen dicht geschlossen. Abschirmen und Isolieren gehört zu ihren Lebensnotwendigkeiten. Selbst wenn sie aus sich herausgehen, haben sie nichts anderes im Sinn, als die „deutsche Frage“ zu isolieren, ihre Gegner zu vereinzeln oder eine „Nationalkultur“ als etwas Autarkes hinzustellen. Wer darauf hereinfällt, wird vereinnahmt und lernt zu spät, daß es die deutsche Frage ohne die anderen so wenig gibt wie eine von der Politik abgehobene oder gar national „eigenständige“ Kultur. Denn unser Bürgerkrieg ist zugleich ein internationaler Krieg, und die Verluste, die dem deutschen Zipfel der Zivilisation zugefügt werden, sind auch Verluste der Zivilisation selber.

Es ist an der Zeit, sich um diese Dialektik mehr zu kümmern. Nach der politischen verlieren wir nämlich soeben die intellektuelle Hoheit über die mitteldeutschen Gebiete. Zweifellos droht damit ein größerer Verlust als ein rein staatlicher. Gewaltsysteme haben keinen Bestand; aber die Veränderungen, die sie bewirken, sind nur selten revidierbar. Der Code Napoleon ist ein nicht genug zu preisendes Beispiel dieser Art, die Depossidierung der Moral durch den Hitler sein widerwärtiges Gegenstück. So wird auch, wenn einmal niemand mehr von den kommunistischen Regierern sprechen wird, die intellektuelle Struktur der besetzten Gebiete anders aussehen als diesseits



der Elbe. Wir müssen trachten, diesen Vorgang zu beeinflussen. Um den Grad der möglichen Entfremdung abzuschätzen, darf man sich nicht mit dem Beispiel begnügen, das die Nationalentwicklung Deutschlands in ihrer antiwestlichen Tendenz bietet, sondern man muß sich etwa der Kluft zwischen der deutschsprachigen Schweiz und Hitlerdeutschland erinnern und vergleichen etwa Thomas Manns Zeitschrift „Maß und Wert“, die damals in Zürich erschien, mit „Volk und Reich“. Dieser Vergleich vermittelt einen brauchbaren Begriff der Unterschiede von Sinn und Form in beiden Lagern. Er zeigt aber noch etwas anderes, nämlich daß uns die direkten Vergleiche fehlen, seitdem die Westalliierten das sowjetische Verbot westlicher Publikationen mit einer Einfuhrsperre für kommunistische Blätter beantworteten.

Wollte ich hier die „Märkische Volksstimme“ mit dem „Tagesspiegel“, „Das neue Deutschland“ mit dem „Bonner Generalanzeiger“, „Das Volk“ in Weimar mit der „Frankfurter Allgemeinen“, „Die Freiheit“ Halle mit der „Süddeutschen Zeitung“ oder die „Neue Rundschau“ mit dem „Aufbau“ vergleichen, so kämen mir nicht nur die Kollegen aufs Dach, es würde auch niemand verstehen, was gesagt werden soll, weil man die Ostblätter nicht kennt. Beruhigt diese Unkenntnis wirklich? Stärkt sie nicht eher die Abschließungstendenz der Satelliten? Ist es eine gute Politik, Verbot mit Verbot zu beantworten?

Alle diese Fragen stellen sich auch für die Buchproduktion. Die kleine, etwas düstere Parallelausstellung zur Buchmesse 1955, die belletristische Ostzonenverlage in der Frankfurter Kaiserstraße veranstalteten, bewies es. Vielerlei war zu sehen. Von Papier, Druck und den gespenstischen Kontrollvermerken in jedem Exemplar bis zur großen Linie der Verlagsprogramme. Aber wer sah es? Und wer hat das Gesehene weitervermittelt? Ostzonenbücher werden im deutschen Westen in der Regel nicht rezensiert, wohl dann und wann in der Schweiz und in Österreich. Dafür gibt es außer der Kommunistenangst oder der Sorge, als Kommunist verdächtigt zu werden, manche guten Gründe. Ihre Aufzählung soll nicht heißen, daß die beiden eben erwähnten schlechte Gründe seien. Wer fürchtet nicht den perfektionierten Terror und wer ließe sich gern mit käuflichen Subjekten des Kreml vergleichen?

Ein triftiger Anlaß, die in Mitteldeutschland veröffentlichten Bücher im Westen nicht zu besprechen, ist technischer Natur. Jeder Redakteur muß heutzutage mit seinem Besprechungsraum geizen. Die Flut der Neuerscheinungen aus den Verlagen der Bundesrepublik, der Schweiz und Österreichs, von fremdsprachigen zu schweigen, ist bereits zu einer ernsten Gefahr für die Buchkritik überhaupt geworden. Die Quantität korrumpiert die Qualität. In vielen Fällen müssen bloße Anzeigen die Kritik verdrängen. Das heißt, daß weder der Leser noch der Autor, weder Verleger noch Redaktion davon haben, was sie sollten. Es leuchtet ein, daß es keinen Sinn hätte, die Neuerscheinungen von drüben mit Titelangaben dieser Art abzuhandeln. Also läßt man sie lieber ganz aus.

Ein zweiter sehr wichtiger Punkt, der gegen die Einbeziehung dieser Bücher in die Kritik spricht, betrifft das Verlagssystem der Zone. Die sogenannten „volkseigenen“ Verlage sind in Wirklichkeit zum großen Teil ihren privaten Besitzern entwendet worden, führen aber die alten Namen. Man

denke an Paul List, Rütten & Loening und viele andere, die auf diese Weise „doppelt“, rechtmäßig hier und diebisch dort, existieren. Hieraus ergeben sich nicht nur wirtschaftliche, sondern auch kulturelle Komplikationen. Das Buch ist eben eine Ware besonderer Art, und leicht könnte der Eindruck entstehen, als ob wir den Namensmißbrauch für bare Münze nähmen, ihn anerkennen.

Bürgerkriegsparteien anerkennen sich nicht, es sei, es trüge sich eine mit Selbstmordgedanken. Damit verbindet sich der dritte Einwand gegen die Ostzonenbücher. Die Rezension muß, wenn sie Sinn haben soll, den Autor interpretieren. Hochmütige Verrisse tun es nicht. Daß aber verstehen und wiedergeben zur Kritik gehört und *nicht* Anerkennung ist, wissen nicht einmal alle berufsmäßigen Besprecher. Wie sollen es dann die Leser begreifen? Wieviel Zeilen wird man brauchen, um wenigstens die anderen Voraussetzungen zu klären? Und was geschieht, wenn nach bestem Wissen und Gewissen dies und jenes gelobt wird?

Dabei denken wir an die westdeutschen Leser, denn mitteldeutsche würden solche Rezensionen ja nicht haben, wenn man von den paar Lektoren absieht, die Herr Ulbricht für robust genug hält, um sie dem sanften Hauch unserer zarten Worte auszusetzen. Auch diese Einseitigkeit spricht dagegen. Wenn wir schließlich noch bedenken, daß die Bücher, die drüben erscheinen, wenn auch hier rezensiert, doch nicht gelesen werden können, und daß umgekehrt die Rezensionen dort niemand erreichen, wo die Bücher herauskommen, scheint es ratsam, die Finger von der Geschichte zu lassen, von Fachpublikationen abgesehen.

Aber nun zur Kehrseite der Medaille. Sollte man nicht gerade *weil* die Bücher hier nicht gelesen werden, wenigstens über ihr Erscheinen berichten? Könnte das nicht helfen, mehr und bessere Einblicke zu gewinnen? Ist nicht *jede* Information von drüben auch eine Kontrolle des Systems? Wieviel mehr vermag eine Kritik, geschrieben von einem, der sein Metier versteht. Sie kann sehr wohl den Absonderungstendenzen der bräunlich-roten Machthaber entgegenwirken, denn wenn es drüben auch nur wenige sind, die das Geschriebene zu Gesicht bekommen, sie sitzen dort, wo Bücher gemacht werden. Das ist schon was! Vielleicht gibt es noch ein paar unter ihnen, die ihre gesunden Sinne beieinander haben. Unterschätzen wir das nicht. Vertrauen wir vor allem anderen dem Reiz der Kritik und auch den Kritikern. Zwar steht's um beide schlecht in unserem Lande; aber die sich der Sache annehmen, sind gewöhnlich nicht die großen Lober des Bestehenden. Eine bessere Empfehlung gibt es nicht. Ihr kritischer Maßstab reicht im allgemeinen weiter als bis Herleshausen. Warum ihn verstecken?

Das gibt den Ausschlag. Bisher galt die Zonengrenze in beiden Richtungen auch für die Rezension. Das erstaunt um so mehr, als schon eine ganze Reihe von Lizenzausgaben veranstaltet wurden. Die Kritiker sind ihnen nicht gefolgt, weil sie vom Zeitungsverbot beeinflusst wurden. Damit haben sie sich selbst ihres Anspruches begeben, weiter zu reichen als die politische Macht, die ihre Freiheit sichert. Sie verfehlen ihren Beruf. Denn zur Kritik gehört, daß sie den politischen Formen vorhergeht und über sie hinausreicht, während sie doch zugleich in ihnen siedelt.

*Soll* man also Ostzonenbücher besprechen? Nein, man *muß* es tun.



## Die beschönigte Katastrophe

Lage und Praxis der gegenwärtigen deutschen Geschichtsrevision

Es trifft nicht zu, daß aus der Geschichte nur zu lernen ist, daß man noch nie aus ihr gelernt hat. Das Gegenteil beweisen die Athener mit ihrem vom ersten so verschiedenen zweiten Seebund, südamerikanische Bundesstaaten, die dem Beispiel der USA folgend nicht ihre größten Städte zu Hauptstädten machten und sie neutralisierten, auch die Franzosen 1879, als sie trotz ihrer parlamentarischen Chance keine zweite bourbonische Restauration wollten.

Für das Gegenbeispiel der Weimarer Republik möge es genügen, auf die Rede zu verweisen, die der kommende Reichspräsident Hindenburg 1924 vor Schülern hielt: diese Kinder hier „werden das alte Reich erneuern“. Sie, meine Herren Lehrer, haben die Aufgabe, „in diesem Sinne die Jugend zu erziehen. Und ihr, meine lieben Primaner, werdet siegreich, wie die Väter waren, in Paris einziehen.“ Alle deutschen Kultusministerien beeilten sich, soweit sie diese Weisung nicht sowieso schon praktizierten, sie mit dem Reichsverfassungsartikel 148 in Einklang zu bringen, der einen Unterricht im Geiste der „Völkerversöhnung“ vorschrieb. Meinecke hatte zwar im Zusammenbruch 1918 (zu Gustav Mayer) ausgerufen: „Eine ganze Generation hat sich von Bismarck hypnotisieren lassen, so daß sie die verhängnisvollen Folgen seiner Innenpolitik nicht sah, als er dem werdenden deutschen Industriestaat eine Verfassung aufzwang, die aus dem Geiste des altpreußischen Agrarstaates geboren war.“ Doch was half es?

Im Zusammenbruch von 1945 forderte wiederum Meinecke: wir müssen das herkömmliche Geschichtsbild, mit dem wir groß geworden sind, gründlich revidieren, „um die Werte und Unwerte unserer Geschichte klar voneinander zu unterscheiden“ („Deutsche Katastrophe“, 1946, S. 156). Auch diese zweite Mahnung des großen Historikers wird an den höheren Schulen sehr wenig befolgt. Äußere Hemmnisse, vor allem der ungeheuerliche, alle höheren geistigen Erziehungswerte erstickende Massenbetrieb geben den Vorwand in etwa fünfzig von hundert Fällen dafür ab, daß man nur bis 1914 oder 1933 kommt. Das meinte die Feststellung McCloy's (23. 4. 1951 in Mainz): „Nur allzu selten hört die heutige Jugend von den Übeln des Nationalsozialismus und wie er zur Macht kam“, also davon, daß diejenige geschichtliche Macht, die, wie Meinecke sagt, „den Aufbau des Dritten Reiches wohl am stärksten gefördert hat“, der preußische Militarismus ist, daß das Dritte Reich (Röpke „Deutsche Frage“ 3. Aufl. 1948, S. 131) „tief verwurzelt in der deutschen Geschichte ist und daß es insbesondere das katastrophale Ende jener verhängnisvollen Entwicklung ist, die mit der brutalen Einigung Deutschlands durch Bismarck einsetzt.“

An der mehr oder weniger richtig gesehenen Figur Bismarcks scheiden sich die Geister. An seiner wechselnden Beurteilung läßt sich der Stand der Revision am ehesten ablesen. Zur Zeit hat es den Anschein, als ob die ersten An-

sätze, die deutsche Geschichte umzudenken, zurückgeschlagen seien und einer Tendenz das Feld räumten, das preußisch-deutsche Geschichtsbild aufzuwerten. „Bei vielen älteren wie jüngeren deutschen Historikern“, heißt es bei v. Rantzau, stößt Meineckes „Deutsche Katastrophe“ auf Ablehnung, „weil es ihnen gar nicht auf eine die deutsche Katastrophe wirklich erklärende, sondern eine das deutsche Versagen beschönigende Deutung ankommt“. Wir werden an einigen, leicht zu vervielfachenden Stichproben nachweisen, daß diese *Beschönigungstendenz* in der Mehrzahl der deutschen Darstellungen der Geschichte seit 1862 und der Geschichtslehrbücher für höhere Schulen statt abzuklingen, beherrschend geworden ist. In der Geschichte des Zweiten Reiches greift man vorzüglich zur verkürzten Darstellung und gelangt von den Illusionen, die man sich durch Auslassungen erhält, zu günstigeren Bildern der Weimarer Zeit und der des Hitler.

Nicht nur an den Schulen, auch auf den *Universitäten*, von denen die Geschichtslehrer kommen, lebt das legendäre Bild der deutschen Geschichte seit 1740 weiter. Das geht indirekt aus der nur wenig erweiterungsfähigen Zusammenstellung anders gerichteter Geschichtsforscher hervor, die wir Hans Kohn („German History, Some New German Views“ Boston, Mass. The Beacon Press 1955) verdanken. Hier findet sich Franz Schnabel, der 1949 endlich einmal klar aussprach: Bismarck hat seine drei Kriege „mit voller Absicht“ herbeigeführt, und er war es, der in der Konfliktzeit „Deutschland in die geistig-politische Bahn der Katastrophe einlenkte“. Aber dasselbe Fachorgan „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“, in dem Schnabel dies (1955 S. 327) schreibt, bemüht sich sonst (z. B. 1954 S. 250) den Zusammenhang zwischen Reaktion und Totalitarismus zu verschleiern. Und an der Universität Berlin doziert als Ordinarius derselbe Fritz Hartung, von dem wir 1940 (in: „Volk und Staat“, S. 26 f.) vernahmen: „In überraschend kurzer Zeit“ hat Adolf Hitlers Partei „die Führung im deutschen Staat errungen. Sie steigert die altpreußische Tradition des starken Staates bis zum Anspruch auf die Totalität des Staates.“ „Nach dem glückhaften Auftakt des Krieges von 1939/40 darf das deutsche Volk mit ruhiger Sicherheit der Zukunft entgegensehen.“ Wer sich so wie Hartung für den braunen Totalstaat begeistert hat, muß es ganz in Ordnung finden, daß Bismarck keine Volksvertretung hatte aufkommen lassen, daß er, wie Max Weber sagt, eine Nation ohne alle und jede politische Erziehung hinterließ, tief unter dem Niveau, das sie in dieser Hinsicht zwanzig Jahre vorher schon erreicht hatte.

Walter Hofer hat im September-Heft des „Monat“ 1955 dagegen protestieren müssen, daß ein in diesem Sinne prominenter Mitarbeiter des Fachorgans „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“, Adolf Rein, eine „Rankegesellschaft“ inaugurierte, welche die Zeitgeschichte um 1933 von einem Wertstandpunkt aus darstellen soll, der u. a. zwischen den Ideen der französischen Revolution — den Ideen von 1789, nicht ihrer Korruption von 1792 ab — und den „Ideen“, die 1933 das Kellerloch der deutschen Seele mobilisiert haben, keinen Unterschied macht. Alle bisherige Revision wird abgelehnt, das Münchener Institut für Zeitgeschichte nicht einmal erwähnt. Die Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ gibt ihre Spalten auch dazu her, (1952 S. 175 f), daß der Kölner Historiker Theodor Schieder den sinistren



Kronjuristen der Nazis, Carl Schmitt, auf das angelegentlichste anpreisen kann.

Nur sehr wenige Studierende erhalten Einblick in die Art, wie das auf soteriologischem Bedürfnis entkirchlichter Massen aufgebaute Bismarckbild der deutschen Geschichte seit 1862 zustandekam. Der erste auftragsgebundene Historiograph, Sybel, bekam seine Akten von Bismarck ausgesucht, dann wirkte zwanzig Jahre lang die aus welfischen und kurhessischen Gütern bezahlte Reptilienpresse, ihr folgten die „Gedanken und Erinnerungen“, die nach dem Urteil des probismarckischen Richard Fester (1900) nur zeigen, wie Bismarck die Dinge ansah und angesehen wissen wollte, aber nicht, wie sie gewesen waren. Auch richtige Bismarck-Erinnerungen wie die von Lucius (1920) und Tiedemann (1909) sind häufig gefälscht erschienen (so Heffter: „Die deutsche Selbstverwaltung“, 1950, S. 657). Vornehmlich wird dies durch Weglassen alles Belastenden erreicht; ein Musterbeispiel neueren Datums ist Arnold Oskar Meyers „Bismarck“ (1948), der u. a. den empörenden Fall Arnim und die Beziehung Bismarcks zu Maximilian Harden einfach übergeht. Dem verstorbenen Karl Brandi (Göttingen) war gewiß bekannt, daß Bismarck Sybel für seine Reichsgründungsgeschichte die Akten so auswählte, wie es ihm paßte. Ebenso willkürlich verfuhr er ja auch bei den „Gedanken und Erinnerungen“ und bei seinen Parallelerzählungen dazu (Oswald Pahnke: „Parallelerzählungen“, 1914, S. 307). Aber in der von Wolfgang Graf bearbeiteten „Geschichte der Geschichtswissenschaft“ Brandis (2. A. 1952, S. 120) heißt es über Sybels Werk: „Nach den preußischen Staatsakten rekonstruierte er noch einmal die Vorgänge.“ Dies kommt der Behauptung gleich, die Sybelsche Tendenzarbeit sei quellenmäßig zuverlässig. Ist dem Bearbeiter Graf die Sachlage wirklich unbekannt?

Gewöhnlich wird bei den Schulautoren die Hauptursache von Bismarcks Entlassung zum mindesten nicht als solche bezeichnet. Ihnen ist so gut wie nie die Absicht Bismarcks bekannt (zu Graf Hohenthal Ende Jan. 1890), auch die *soziale Frage* mit Blut und Eisen zu lösen. Zum Beispiel weiß dies auch Heinz W. Hoffmann nicht (Unsere Schule 10, 1955, S. 340).

Schließlich heißt es auch immer noch (bei Schüssler, Wilhelm Mommsen, u. a.), erst die Aufhebung des *Rückversicherungsvertrages* habe die französisch-russische Entente herbeigeführt (1890), die schon im Winter 1888 mit der ersten Pariser Anleihe an Rußland sich angebahnt hatte. Der getreue Eckart, dessen Nachfolger angeblich zu Deutschlands Schaden nicht in seinen Spuren gewandelt wären, wußte, daß er selbst es gewesen war, der 1875 durch seine Behandlung des keinen deutschen Präventivkrieg gegen Frankreich wünschenden Gortschakoff und dadurch, daß er nach dem Berliner Kongreß das „orientalische Geschwür“ absichtlich (an den Kronprinzen 2. 11. 1878) offen hielt, Rußland und Deutschland gegeneinander gebracht hatte. Daher hatte er (25. 11. 1889) auch sein Desinteressement an der Vertragserneuerung Schweinitz gegenüber ausgedrückt.

Ähnliche „Unkenntnis“ zeigt auch Wolfgang Künneth in einem Lehrbuch für protestantische Theologiestudenten („Politik zwischen Dämonie und Gott“, 1954). Er gibt eine kaum verhüllte Glorifizierung nicht nur der Real- und Gewaltpolitik, die den Namen Politik überhaupt nicht verdient, weil sie eine

mit politischen Mitteln betriebene Antipolitik ist. Dagegen setzt Künneth, der übrigens kaum mehr als die bekannte theologisierende alldeutsche Phraseologie zugrunde legt, sich nicht mit den *thematisch gleichen* Büchern F. W. Försters „Europa und die deutsche Frage“ (1937) und seiner „Erlebten Weltgeschichte“ (1953) auseinander. Warum? Weil er ihn und den Militärschriftsteller Wolfgang Förster (Register, S. 275) nicht auseinanderhalten kann. Dafür sucht er aber das einzige Aktivum zu verkleinern (S. 307, S. 314), das bei der Entscheidung über die Schuld der Deutschen geltend gemacht werden kann: die Taten des deutschen Widerstandes.

Verschweigen ist auch sonst eine beliebte Methode. So hat kein Kritiker bislang den entscheidenden Tatsachengehalt zweier Bücher: Max Lehmanns erst 1948 veröffentlichten „Bismarck“ und das eingehende Werk von Erich Eyck (1941 bis 1944) widerlegt. Aber man führt sie in Literaturangaben für weitere Kreise nicht auf, z. B. nicht in der Beilage des Schulbuches „Europa und die Welt“ (1953), auch nicht in der „Deutschen Geschichte“ (1950) von Hubertus Prinz zu Löwenstein. Andererseits werden wichtige Stationen des glänzenden Unheilsweges von 1890 bis 1914 harmloser hingestellt, als sie waren. Zum Beispiel wird bei der Marokkokrise 1905 in dem verbreiteten Ploetz, 1951, S. 566, verschwiegen, daß es mit der Selbstachtung Frankreichs nur „eben noch verträglich war“ (so Friedr. Luckwaldt, ein deutsch-nationaler Historiker), wenn Deutschland den Rücktritt Delcassés erzwang, wohl wissend, daß Frankreich nach der Dreyfuszeit, und weil Rußland als Helfer ausfiel, wehrlos war. Daß die wirtschaftlichen Interessen, die der 1911 nach Agadir entsandte „Panther“ schützen sollte, in einem Assessor bestanden, der dort erst nach dem „Panther“ eintraf, bleibt auch heute noch unterdrückt (Ploetz, S. 567).

Bei der Darstellung des *Kriegsbeginns 1914* werden Fakten wie die beiden folgenden weggelassen.

Erstens: der bayerische Gesandte telefonierte (31. 7. 11,15 Uhr) nach München von Berlin: „Sollte Österreich dem deutschen und englischen Vermittlungsvorschlag zustimmen, wird an den Zaren unter Umgehung Sasonows telegraphiert und gleichzeitig Ultimatum wegen Einstellung der Rüstungen gestellt.“ Die russische Gesamtmobilmachung wurde in Berlin erst 11,40 Uhr bekannt. Auch Conrad von Hötzendorf wurde „morgens“ vom österreichischen Außenminister mitgeteilt, daß Deutschland ein Ultimatum wegen der „Rüstungen“ stellen werde, womit nur die schon bekannte Teilmobilmachung gemeint sein kann. Daß demnach die russische Gesamtmobilmachung das deutsche Ultimatum *nicht* veranlaßt hat, wie bei Ploetz, Herzfeld, Thierbach und sonst durchweg behauptet wird, steht fest. Außer von dem Militärschriftsteller Max Schwarte in der „Kölnischen Zeitung“ (11. 6. 1921) und Eyck (Wilhelm II., S. 783) wird dies in deutschen Darstellungen nicht angegeben.

Zweitens fehlt hier fast stets auch, daß dasselbe Österreich, für das Deutschland, um es vor einem russischen Angriff zu schützen, schon an Rußland und Frankreich den Krieg erklärt hatte, erst am 5. August von sich aus den Krieg an Rußland erklärte.

Weggelassen werden in den meisten Darstellungen des weiteren Kriegsverlaufs die drei vergeblichen Versuche Wilsons, eine Friedensvermittlung



anzubahnen, deren letzter noch am 7. 1. 1917 als durchaus unerwünscht von Berlin vereitelt wurde, und die geheimen Bedingungen des deutschen Friedensangebotes vom 12. 12. 1916. Verlangt wurden nämlich: Longwy, Briey, Luxemburg, Kongostaat, Litauen, Kurland und ein selbständiges Polen.

Nachdem Hindenburg von Max v. Baden die Bitte um *Waffenstillstand* erzwungen hatte, verlangte er vom Kriegspresseamt, es solle durch Mundpropaganda abstreiten, er habe telegrafisch ein sofortiges „Friedens“-Angebot vom Reichskanzler verlangt — natürlich im Vertrauen darauf, daß nicht ein Prozent derer, die davon hörten, sich den Unterschied von Waffenstillstands-gesuch und Friedensangebot überlegen würden. Am 10. 11. 1918 telegraphierte Hindenburg über das Kriegsministerium an das Auswärtige Amt, wenn keine Milderung der Waffenstillstandsbedingungen zu erreichen sei, sei „trotzdem abzuschließen“. Welchen Vorschub haben allein diese beiden letztgenannten Fälschungen der Vorgänge beim Kriegsende der Dolchstoßlegende geleistet! Oder sind solche „verkürzten“ Darstellungen keine Fälschungen?

Für die nähergelegenen Anfänge des *Dritten Reiches* wird dies „verkürzte Verfahren“ zunächst insofern angewandt, als man das von Eyck an dieser Stelle (DR 1952, S. 1221 — 30) enlarvte Bestreben Papens, seinen Anteil an ihnen abzuleugnen, ernst nimmt. Papen habe, sagt Werner Conze, Münster, („Historische Zeitschrift“ Jg. 175, 1953, S. 308) die Tatsachen „im ganzen“ richtig wiedergegeben und Walther Hubatsch, Göttingen, stimmt ihm bei („Deutsche Memoiren“, 1953, S. 13). Nach Conze ist es (in: „Deutsche Geschichte“ a. a. O. S. 672) ja auch eine offene Frage, wer den Reichstag angesteckt hat. Nur wenige Autoren, darunter Thierbach (im Schulbuch: „Europa und die Welt“, 1955) sprechen aus, daß die Nazis es waren; gewöhnlich heißt es: die Kommunisten wurden als Brandstifter „hingestellt“ oder ähnlich. Außer Thierbach sagt nur noch Th. Traber unzweideutig, wer die Brandstifter waren.

Empfohlen wird dagegen häufig der großagrarische und industriemonopolistische *Protektionismus*, den die Weimarer Republik zu ihrem Unheil von Bismarck übernahm. In wohl allen Schulbüchern (u. a. von: Ernst Busch, H. Thierbach, H. Pinnow usw.) wird dieser vom Standpunkt absoluter Autarkie gutgeheißen. Denn einen solchen vertritt man, wenn man es als Mißstand ansieht, etwas vom Ausland billiger zu kaufen, als man es im Inland herstellen kann, was 1932 zur Folge hatte, daß der Großhandelspreis für argentinischen Weizen (pro Tonne) 70, für märkischen 196 Mark betrug, der Großhandelspreis für Molkereibutter (100 Kilo) in Kopenhagen 108, in Berlin 218. Das dadurch überhöhte Preisniveau machte den deutschen Export immer konkurrenzunfähiger und war eine der Hauptursachen der deutschen Arbeitslosigkeit. Da es sich um Bismarcks Erbe handelt, läßt die nationalökonomische Wissenschaft seine Apologeten ebenso „vollständig kalt“, wie seinerzeit Bismarck selber, der das ja im Reichstag (2. 5. 1879) betont hat.

Unglaublich aber ist es, wenn Hitlers Arbeitsbeschaffungsschwindel in fast all diesen Schulbüchern als wirtschaftlich erfolgreich hingestellt wird. Er bedeutete ohne Abwertung der Reichsmark eine konsumtive Ausgabe (Karl Forstmann „Kampf um den internationalen Handel“, 2. Aufl. 1936, S. 12), einen unerhörten Eingriff in die Substanz, die einen großen Teil des Nationalver-

mögens in die Luxusware Rüstung verwandelte. Hierfür fand man sofort etwa 60 Milliarden — Hitler behauptete sogar am 1. 9. 1939, es seien über 90 gewesen — nachdem man jahrelang geklagt hatte, Deutschland sei durch die Reparationen ausgeblutet. Von einer Initialzündung der Wirtschaft seit 1933, dies hatte Rudolf Stucken (Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch.“ Jg. 96, 1940, S. 644) auszusprechen den Mut, kann „nicht die Rede sein“. Nach Aufzehrung aller volkswirtschaftlichen Reserven blieb dann nur der Rückgriff auf fremde übrig.

Wer aber die näheren Ursachen des Zweiten Weltkrieges derartig erkennt, dessen Ausführungen über das ganze Weltunheil seit 1933 können dann nur auf eine geheime Beschönigung der größten Schande der deutschen Geschichte hinauslaufen. Es lohnt nicht, auf mehr daraus einzugehen als auf die stereotype Entschuldigung, die sich auch in dem Fachorgan „Geschichte in Wiss.- und Unter.“ (Jg. 5, 1954, S. 291) wiederfindet: es sei doch nur „ein sehr kleiner Kreis“ gewesen, der die Naziverbrechen begangen habe — der Nachsatz wird nicht ausgesprochen: also hat das deutsche Volk keine Verantwortung für sie zu tragen. Aber hier nur zu denken: außer dafür, daß es sie zuließ — das verhindert eben der Schulunterricht im Regelfall bei den allermeisten. Es nützt da nicht einmal der Hinweis auf den elementaren Religionsunterricht, wo man lernt, daß die Mehrzahl unserer Sünden Unterlassungssünden sind oder auf Aristoteles, der wußte, daß nicht der Tyrann die Sklaven macht, sondern diese ihn. Wenn die dazu berufenen Einrichtungen hier versagen, können breitere Kreise nicht zu der moralischen Verurteilung des Nazismus gelangen, die er verdient.

Und angesichts dieses schrecklichen Baumes, der uns beobachtete, sagten wir uns, wir sollten nicht länger warten, und drehten uns um und rannten um unser Leben. Aber kaum daß wir rannten, hörten wir eine schreckliche Stimme, als wenn viele Leute in einen großen Tank sprächen, wir schauten zurück und sahen zwei gewaltige Hände, die aus dem Baum heraus kamen und ein Haltzeichen machten. Wir machten aber nicht halt. Da kam die Stimme wieder — „halt dort und kommt her“ —, doch wir gehorchten ihr auch diesmal nicht. Erst beim dritten Halt der seltsamen und nun noch mächtigeren Stimme blieben wir stehen und blickten zurück.

Und wir sahen mit Furcht auf die zwei Hände, so daß, als sie uns ein Zeichen machten zu kommen, wir einander verrieten, meine Frau und ich, — denn während die Hände uns beide zu kommen aufforderten, wies meine Frau auf mich und ich wies auf sie, und meine Frau stieß mich an, als erster zu gehen, und ich tat dasselbe mit ihr.

*Mit der Übersetzung des Märchens vom „Palmweintrinker“, das der 1920 geborene Yoruba-Neger Amos Tutuola in englischer Sprache schrieb, setzt der rührige Wolfgang Rothe Verlag, Heidelberg, seine Bemühungen um die afrikanische Literatur erfolgreich fort. (Übersetzung: Walter Hilsbecher; vorzügliche Ausstattung: G. M. Hotop; Nachwort: Janheinz Jahn. 123 S. DM 9,80).*



# Adenauer

1876      5. Januar      1956

Des Achtzigjährigen strenge Gestalt ragt hoch über die politischen Begabungen unseres Staates hinaus. Wir treffen mancherlei Talente, vorzügliche Männer, leidenschaftliche und warmherzige Persönlichkeiten unter ihnen, doch keinen, der mit der Macht umzugehen versteht wie Adenauer. Er übt diese Kunst ohne vergleichbare Vorgänger. Seitdem die Bevölkerung Deutschlands vor 36 Jahren ihre Souveränität erlangt hat, ist er der erste Kanzler, der die Technik der legitimen Gewalt vollendet beherrscht. Was diese Meisterschaft für die Geschichte unserer kulturstolzen, zivilisationsfeindlichen Politik-Verachtung bedeutet, läßt sich nicht absehen. Mit Adenauer gelangt der zivile Geist des deutschen Bürgertums zum ersten Mal über eine große parlamentarische Mehrheit zu politischen Erfolgen. Zum ersten Mal keimt Verständnis für den Berufspolitiker, findet ein Mann eine Mehrheit, der für die Politik und von ihr lebt.

Adenauer begann als Gemeindebeamter. Seit 1917 war er, Oberbürgermeister von Köln, materiell wie ideell für die Politik abkömmlich. Köln, Metropole der rheinischen Bourgeoisie, katholisch, patriarchalisch, pflegte seit je den juristischen Rationalismus französischen, ja, römischen Ursprungs. Diese Mitgift wußten zwar die Rheinländer Heine, Marx und Engels zu schätzen, den meisten Protestanten jedoch blieb sie suspekt.

Adenauers Auffassung von seinem politischen Beruf ist ganz von dieser Rationalität geprägt. Oft genug wurde ihm der Verzicht, um die Zuneigung seiner Mitarbeiter zu werben, als Menschenverachtung ausgelegt. Wohlwollende Anekdoten und feindselige Glossen bestätigen es häufig. Aus ihnen spricht mehr als einmal die Verwunderung darüber, was kühle Zweckhaftigkeit vermag, was Geduld und Wendigkeit erreichen können, ohne die Gewalt zu mißbrauchen.

So haben die zehn Nachkriegsjahre, in denen aus dem Oberbürgermeister a. D. der Staatsmann wurde, dessen Namen die Welt kennt, den Begriff des Politischen geweitet für diejenigen, die Augen haben zu sehen in diesem Land. Nicht die Autorität des Kanzlers, die das Sicherheitsverlangen der meisten gefährlich beruhigt, sondern sein Umgang mit der Macht wirkt belehrend und heilsam.

In einer Gesellschaft, in der man sich gerne mit der Dämonie des Staates und der Technik entschuldigt, bietet Adenauers zähe Sachlichkeit ein unschätzbares Beispiel dafür, daß es dem Menschen nicht erlaubt sein kann, eigene Verantwortung auf seine Kreaturen abzuschieben.

Deswegen gebühren ihm Dank und Respekt aller — auch derer, die nicht mit seiner Konzeption übereinstimmen.

*D. R.*

## Mozart: das Geheime und das Offenbare

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen . . .“

Goethe, Urworte. Orphisch.

Die allgemeine Geschäftigkeit des beginnenden Mozartjahres wird, so fürchten wir, oft nur noch in sehr geringem Maße mit Mozart selbst zu tun haben — so wie der wahre Mozart einst nur wenig mit der Welt zu tun gehabt hat.

Es soll jener 27. Januar 1756 gefeiert werden, der zweihundertste Geburtstag Wolfgang Amadeus Mozarts, dem man in der Taufe einen der sinnreichsten und bedeutungsvollsten Namen gegeben hat, den je ein Genius der Musik getragen: Chrysostomus:

Wir kennen das äußere Leben Mozarts: die unkindliche Kindheit unter der wenig rücksichtsvollen, auf Gewinn und Publizität bedachten Bildungsfuchtel des Vaters und das gehetzte Dasein des Wunderkindes, dem man die Ehre erwies, sich in den Palais des Adels und in den Schlössern der Könige vom submissen Leopold Mozart vorführen, bestaunen und gnädigst verhätscheln zu lassen; wir kennen die — trotz des päpstlichen Ritterordens vom Goldenen Sporn — Lakaienexistenz am Hofe, genauer gesagt, in den Dienerschaftsräumen des Hofes des durch Dünkel und Brutalität gekennzeichneten Fürst-Erzbischofs von Salzburg; wir kennen den Fußtritt, mit dem ihn eine Schranke des Landesvaters, der den bezahlten Musiker als liederlichsten Burschen und Lumpen zu titulieren geruhte, aus dem „Dienst“ der Tyrannei hinaus-trat, zur gleichen Zeit, als auch der junge Schiller in die Freiheit floh und die „Räuber“ schrieb; wir kennen die traurige, armselige Wirksamkeit des k. u. k. Kammerkompositeurs in Wien, wo nicht er, sondern der erfolgreiche Antonio Salieri das letzte Wort in der Musik zu sagen hatte; wir kennen die kleinbürgerliche Ehe mit der mehr als unbedeutenden Konstanze, die es später viel angemessener fand, als selbstgeadelte „Etatsrätin von Nissen“ ihre enge platte Welt zu genießen, als daran erinnert zu werden, daß sie einmal an der Seite eines Welt und Zeit übersteigenden Genius gelebt hatte; wir kennen schließlich das qualvolle Sterben mit dem durch die Zeit hallenden Schrei, noch einmal die *Zauberflöte* zu hören, die das Wiener Vorstadtpublikum in jenen Tagen applaudierte, nicht etwa ihrer Weisheit und ihrer Musik, sondern der burlesken Papagenoszenen wegen; wir kennen den Gesang des *Lacrimosa dies illa* aus dem *Requiem* am Sterbebett, bei dem Mozart, überwältigt und zerbrochen, seine letzten Tränen weinte; und wir kennen das Ende der Lebenstragödie, das Verscharrtwerden im Massengrab mit Landstreichern und Gaunern, weil der angebliche Freund und Millionär Baron van Swieten kein Geld hatte, dem Verschuldeten ein Grab zu bezahlen. Die Witwe Konstanze aber fand — eine in der Geschichte des menschlichen Herzens einzig dastehende Tatsache — erst sechzehn Jahre



nach dem Tode ihres ersten Mannes, dessen Größe sie nie einen Hauch verspürt, Anlaß, einmal nach seinem Grabe zu sehen, von dem keine kleine Spur mehr zu sehen war.

Das also war das Leben des „zarten Licht- und Liebesgenius“, wie der um nichtssagende Phrasen nie verlegene Richard Wagner meinte. Seine Auffassung kam dem verzuckerten Idealbild, das sich die Romantik von Mozart zurechtgemalt hatte, weit entgegen. Ein unbekannter Zeitgenosse aber überlieferte: „Ich frage nicht: war Mozart glücklich? Ich habe ihn gekannt. Er war es nie!“ Und sein Tod war nichts anderes als ein gespensterhaftes Vorspiel zum Tode des Jahrhunderts, das er erfüllt und überwunden hatte und das sich anschickte, seine letzten Spiele und Träume, seine müde gewordenen Tänze und Sinne in Blutströmen zu ertränken.

Inzwischen hat das Mozartbild entscheidende Wandlungen erfahren. Wir sind fähig geworden, die tragischen, oft grellen Dissonanzen aus seinem Leben und seinem Werk herauszuhören, und wir spüren deutlicher, daß er erst durch Überwindung dieser leidvollen, vielleicht höllischen Dissonanzen zu jener unerreichten Reinheit und Harmonie zu gelangen vermochte, zu jener Universalität, die uns als ein immer unergründliches Wunder verwandelnd und verzaubernd ergreift, durchdringt und bezwingt, denn in Mozart „wirkt ewiges, lebendiges Tun“, wie Goethe gedichtet hat.

Es ist ein vieldeutiges Symbol, daß die Bildnisse Mozarts untereinander gänzlich unähnlich sind und im Grunde gar nichts über ihn aussagen. Schon hier, im Äußeren, beginnt das Geheimnis, das ihn umhüllt — die romantische, noch immer spukende Verzerrung seiner Gestalt. Aber auch aus der Fülle seiner lebensvollen, übermütigen, interessanten, kulturgeschichtlich bedeutsamen Briefe erfahren wir zwar alles, was sich außen begibt — doch nur wenig über das Innen, und dies um so weniger, je höher die Meisterwerke der Reifezeit emporwachsen, je auswegloser seine Existenz erscheint. Oft hat man den Eindruck, das sprudelnde Erzählen solle die Abgründe zudecken, in denen sich Mozart der letzten Einsamkeit ausgeliefert sah. Wie anders Beethoven, dessen Briefe als Ganzes erstaunlich unergiebig sind, um dann aber an bestimmten Stellen in Worten und Sätzen oder in Dokumenten wie dem Testament oder den Briefen an die Unsterbliche Geliebte sein Wesen und seine Tragik wie Marmorreliefs zu enthüllen. Wie anders auch als etwa Schumann, der Glück und Trauer, innere Erlebnisse und Eindrücke schlicht und offenherzig ausbreitet. Wie anders schließlich Wagner, der selten aufrichtig ist und keine Gelegenheit übersieht, um sein zwielichtiges Charakterbild vor der Nachwelt zurechtzurücken und der über sein Schaffen und seine Ideen jeden nur wünschenswerten Aufschluß erteilt. Vielleicht bietet nur ein einziger Brief Mozarts Möglichkeiten der innersten Wesenserkenntnis seiner Seele — der Antwort auf Fragen, deren Beantwortung durchaus nur subjektiver Natur sein kann, je nach Weise und Kraft des Erlebnisses seiner Kunst bei dem Erlebenden; wir meinen den Brief, den der Neunundzwanzigjährige an den sterbenden Vater schrieb: „Da der Tod, genau zu nehmen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahrsten, besten Freund der Menschheit so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes. Und ich danke meinem Gott, daß er mir das

Glück gegönnt hat, den Tod als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit zu erkennen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht, so jung ich bin, den andern Tag nicht mehr sehen werde. Für diese Glückseligkeit danke ich meinem Schöpfer alle Tage und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen.“ — Seit ein paar Jahren schon mit dem Tode vertraut! Das Werk, das er bald nach diesem Bekenntnis zu schreiben beginnt, ist der *Don Giovanni*!

Wer ist Mozart? Ist er der über Land und Meer seine einzige Liebe suchende Belmonte, der zum Eros erwachende Cherubino, der frivole Ironiker Almaviva, der dämonisch-lachende Don Giovanni, das sinnlich-selige Naturkind Papageno, der „existenzielle“ Zyniker Don Alfonso, der in Prüfungen und Leiden jeder Art geläuterte Tamino, der allgütige Sarastro, der inbrünstig-fromme Beter des *Ave verum Corpus* oder der geheimnisvolle Freund des Todes, der seine eigene Totenmesse schreibt? Ist er der Sänger des tausendgesichtigen Eros im Maskenspiele des Lebens und in der leidenschaftsdurchtränkten Ruhelosigkeit von Schatten und Nacht, um deren Geheimnisse er weiß, wie keiner vor und keiner nach ihm? Oder ist er der Hohepriester eines Menschlichkeitsethos, ohne welches es der Mensch nicht verdient „ein Mensch zu sein?“ Ist es die rätselvollte Gesamtheit dieser vielen Wesenheiten, die seiner Kunst das Gepräge gibt, sie „im Innersten zusammenhält?“ Hat er den einen Wesenskomplex durch den anderen überwunden, um seine Seele, wie in einer Ahnung himmlischer Klarheit, zum ersten Male im Klarinettenkonzert A-dur, dem letzten seiner Konzerte, nur acht Wochen vor seinem Tode, reden zu lassen? Welcher verborgene Gedanke mag ihn bestimmt haben, die Klage der Gräfin im *Figaro* — Dove sono i bei momenti — in die Melodie des *Agnus Dei* aus der sieben Jahre zurückliegenden sogenannten Krönungsmesse zu kleiden? Jene Klage, bei der wir, mitten in der „folle journée“, an das hoffnungslose Wort des Lucrez denken:

„... Und niemand

Kann von der Stirne mir nehmen den traurigen Traum.“

Nie mehr ist die Trauer um das verlorene Liebesglück seliger Augenblicke im Diesseits geheimnisvoller mit dem *Miserere Nobis* jenseitiger Ewigkeiten in Beziehung gebracht worden — durch die offenbarende Gewalt der Musik. Hier sind die Gegensätze zwischen Kirche und Oper aufgehoben in der Sphäre eines Absoluten der Reinheit und Schönheit. Es ist die gleiche Sphäre, in welcher der heilige Franziskus, der Sänger des Sonnengesanges, die Liebe alles Geschaffenen zum Schöpfer — des Schöpfers zu aller Kreatur gepriesen hat. Es sind die Gipfel, die, allen Wolken entrückt, nur noch im reinen Lichte ruhen, wo „glänzt um uns und schweigt das ewige Gestirn“, wie Hölderlin im *Empedokles* sagt. Hier ist kein Ringen mehr mit dem Engel, damit er segne, wie in den Schöpfungen Beethovens. Es ist die Erfüllung der ewigen Sehnsucht Goethes nach der Versöhnung des Christlichen mit dem antiken Gedanken der Schönheit — jener letzten Sehnsucht, die auch Beethoven bewegte, und die er mit der ungeschriebenen Zehnten Symphonie zu stillen gehofft hat.

Mozart standen in der Oper nur Begriffe wie Singspiel, opera buffa, commedia per musica, dramma giocoso zur Verfügung. Aber diesen Be-



zeichnungen eignete nur noch für das dramatische Geschehen auf der Bühne eine Bedeutung; sie wurden bedeutungslos angesichts der neuen Sinngebungen, vor allem der Wandlungen, die der Mozart bewegende und tragende, drängende und erschütternde Gedanke der Liebe erfuhr, der im *Idomeneo* mythologisch, in der *Entführung* als Märchen, im *Figaro* als melancholiedurchwobene Komödie, im *Don Giovanni* als übermenschliche Dämonie, in *Così fan tutte* als Ironie und schließlich in der *Zauberflöte* als Mysterium in Erscheinung tritt.

Geheimes und Offenbares im Genie Mozarts drängt sich nirgends so elementar auf wie im *Don Giovanni* und in der *Zauberflöte* — der Apokalypse und der Transfiguration innerhalb seines Schaffens. Goethe, der im Jahre 1829 sagte, nur der Schöpfer des *Don Giovanni* „hätte den *Faust* komponieren müssen“, weigerte sich, diese Oper als eine Komposition bezeichnet zu hören, und äußerte im Jahre 1831: „Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot.“ Über dreißig Jahre lang tauchte der *Don Giovanni* immer wieder im Denken Goethes auf. Schon als Schiller ihm im Jahre 1797 schrieb: „Ich habe immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte“, hatte Goethe geantwortet: „Ihre Hoffnung, die Sie von der Oper hatten, würden Sie neulich im *Don Juan* auf einen hohen Grad erfüllt gesehen haben; dafür steht aber auch dieses Stück ganz isoliert und durch Mozarts Tod ist alle Aussicht auf etwas Ähnliches vereitelt.“

*Don Giovanni*, der vom Glücke der Erde Trunkene, in welchem das Bacchantische des Euripides sich noch einmal aufzubäumen scheint — eine „Riesengestalt“, „ein tief menschliches Symbol“, wie Théophile Gautier in einem kleinen, von der Mozartexegese nie beachteten Essay sagt: er bemächtigte sich Mozarts und riß ihn mit sich fort, er, der Gerichtete und nicht Gerettete, in dessen Wahn und Rausch am *Dies irae* der *Rex tremendae majestatis* hereinbricht, ein jenseitiges JA in die jauchzende Lästerung des diesseitigen NEIN. Das so oft mißverstandene und womöglich noch gestrichene Sextett nach der Höllenfahrt des Verdammten, äußerlich das Finale einer Buffooper, ist hier nichts anderes als das Satyrspiel des Lebens nach der Tragödie der Schuld, wenn die Menschen sich anschicken, ihren höheren und niederen Neigungen nachzugehen, ohne sich länger als notwendig von der Stimme des Gerichtes beeindruckt zu lassen. So krönt der *Don Giovanni*, der Zeitalter der Kunst abschließt, die Antike, Dante, mittelalterliche Moralitäten, Jedermann-Vorstellungen, Shakespeare und das von spanischen und italienischen Buffoelementen durchzogene Barocktheater.

Nach der Richtung aber, in der *Don Giovanni* vielleicht jene „strahlende und reine Gestalt“ suchte, eine Gestalt, als seien, wie Gautier sagt, „in einem Diamantenschmelztiegel Helena, Kleopatra, Beatrice, Laura und Ophelia, die schönsten Träume der Dichter“ vereint worden, ging Mozart nicht weiter. Was für Goethes *Faust* der Tragödie Zweiter Teil geworden ist, das wurde für Mozart die *Zauberflöte*, von der Goethe feststellte: „Es gehört mehr Bildung dazu, den Wert dieses Opernbuches zu erkennen, als ihn abzuleug-

nen.“ Mozart, der alle Phasen des Hasses von der Elektra bis zur Königin der Nacht mit gleicher Kraft hat Ausdruck werden lassen wie jene der Liebe, stellt in der *Zauberflöte*, dem Ziel seiner universalen Schöpfung, im Gewande des Mysteriums das Weltgeschehen im Dreiklang von Haß, Liebe und Versöhnung dar, jener trinitarischen Mächte, die das menschliche Dasein von Anbeginn bewegen. Er zeigt den ewigen Spiegel, in welchem wir die Liebe der Gottheit als den lebenspendenden Herzschlag allen Seins erkennen. Der materiellose Gesang der Flöte macht apokalyptische Gefahren zunichte, die der unwandelbaren Liebe drohen, und offenbart zum letzten Male die Musik als eine Macht, die dunklen Stürmen auf grenzenlosen Meeren gebietet. Damit aber hat Mozart in der — ob christlich, ob freimaurerisch, ob „humanistisch“ erlebten — Botschaft des Friedens und der Menschlichkeit gleichzeitig dem Urmythos des Orpheus eine neue Sinnerfüllung gegeben und noch einmal einend verschmolzen, was zu ewiger Trennung bestimmt schien.

Im Jahre 1828 sagte Goethe zu Eckermann über Mozarts Werke: „Es liegt eine zeugende Kraft in ihnen, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirket und sobald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte.“ Ein Jahr später stellte er Mozart aus der Höhe seiner Weisheit „als etwas Unerreichbares in der Musik“ hin und erkannte ihn damit als ein elementares „Wunder, das nicht weiter zu erklären ist.“ Die zeugende Kraft der *Zauberflöte* erwies sich an Beethoven und an Goethe selber, der den zweiten Teil der Oper zu schreiben gedachte. Sie wird sich immer neu erweisen in jedem Einzelnen, der sich die Fähigkeit der Hingabe an das Wunder und an die Verkündigung Mozarts bewahrt.

In Goethes Fragment zur *Zauberflöte* aber stehen diese Worte der Schau des tiefsten Wesensgeheimnisses Mozarts:

„In solcher feierlicher Pracht

Wirst du nun bald der ganzen Welt erscheinen.

Ins Reich der Sonne wirket deine Macht.“

Das Problem „Polen“ ist von der Auseinandersetzung mit dem Westen nicht zu trennen. — Polens innere Festigkeit gegen den Bolschewismus ist zweifelhaft. Daher auch Polen eine zweifelhafte Barriere gegen Rußland. — Einem Druck durch Rußland hält das polnische Regime nicht stand. Polen sieht in einem Siege Deutschlands über den Westen eine Gefahr und wird uns den Sieg zu nehmen versuchen. — Es entfällt also die Frage, Polen zu schonen, und es bleibt der Entschluß, bei erster passender Gelegenheit Polen anzugreifen.

*Protokoll einer Rede Hitlers vor den Wehrmachtsführern (23. 5. 1939), das mit anderen die „Geschichte des Zweiten Weltkrieges in Dokumenten II“ zu einer dramatischen Lektüre macht. Der von Professor Michael Freund sorgfältig edierte Band umfaßt das Jahr 1939 bis Kriegsausbruch (Freiburg i. Br. 1955, Herder. 520 S. DM 29,50).*



## Altersfunktionen und Kunst

Die Flucht vor dem Alter gehört zu den markanten Symptomen der westlichen Welt. Die Klage des Lord Byron „es gibt nur ein Unglück im Leben, das nicht wieder gut zu machen ist: nicht mehr 25 Jahre alt zu sein“, scheint zur allgemeinen Devise erhoben. Alter erscheint nurmehr als Defizit und Abstieg, die man hinauszuschieben trachtet; das ist nur konsequent in einer biologischen Epoche, die ihre Leibesideale im jugendlichen Filmstar und im Meistersportler krönt.

Zugleich wünscht man ein langes Leben: der hundertjährige Knoblauchesser wird zur Idealfigur. In diesem doppelten Aspekten zeigt sich die Altersflucht als Teilsymptom der allgemeinen Lebens- und Todesangst, die den westlichen Menschen beherrscht.

Diese Entwicklung hat sich lange vorbereitet; sie setzt wahrscheinlich mit der Aufklärung ein, sie tritt in der Aufstiegsepoche der Naturwissenschaften an die Rampe: denn vor Tod und Alter flieht nur, wem der Bios zur Welt wird. Zuletzt spielt die Technik dieser materialistischen Weltanschauung die Möglichkeiten und Schlagworte zu; was beide zur Verjüngung und Flucht vor dem Tode ersinnen, verrät, daß der technische Mensch nach der Überwältigung von Raum und Zeit zu einem hybriden Angriff gegen eine dritte Koordinate der Schöpfung angetreten ist: gegen die Dauer des Lebens; es ist, als wolle die Technik so das Individuum entschädigen für die Beiträge, die sie zu den Hekatomben unseres Jahrhunderts geliefert hat.

### I.

Die *Biologie des Alterns* ist heute weiten Kreisen wohlvertraut; sie liefert ja die Argumente, mit denen man das Alter zum puren Negativum verzerrt. Um die *Psychologie* des Alterns dagegen ist es schlecht bestellt. Bis zu der Monographie F. A. Kehrers war das Wissen über das „seelische Altern“ weit- hin in Einzeläußerungen der Philosophen, Dichter, Autobiographen verstreut, deren Subjektivismus offenkundig ist; denn die Einstellung zum Alter wird stets auch von den Jahren des Schreibers bestimmt. Der alte Mensch wird, wenn nicht Gebrechen seine Sicht trüben, gern der Verteidiger der Alten sein, wie der junge Mensch zu ihrem Ankläger wird. Der Autor hält es deswegen für geboten, seine eigene Kennkarte mit dem Geburtsjahr 1905 vorzuzeigen.

F. A. Kehler hat in seinem bekannten Buche die negativen wie die positiven Charakteristika der alten Leute mit wissenschaftlicher Sorgfalt abgeleuchtet, sich aber vorsätzlich auf die Erkenntnisse einer biologischen Erfahrungspsychologie beschränkt. Seine Definition, daß „Altern im eigentlichen Sinne“ dann vorliege, wenn „das Involute das Evolutive überwiege“, trifft den Kern des biologischen Altervorganges. Für den metaphysisch-philosophischen Bereich müßte man dieser Definition mit Kierkegaard und Jaspers die These entgegenstellen, daß die Seele entgegen dem biologischen Verlauf wächst; denn wo „Verwirklichung gelingt, da werden die Krisen der Lebensalter zu Ursprüngen der Steigerung des Menschen“ (Jaspers).

Kehrer's Eugeräsie — das ist Senecas „Kunst, bis ins höchste Alter leben zu lernen“ — enthält zwar praktische Anweisungen, doch ist solche Hygiene im Wesentlichen an der Prophylaxe möglicher Altersstörungen orientiert. Wir teilen die Forderungen F. A. Kehrer's, nicht aber den „mental-hygiene“-Optimismus von Übersee. Wie sollte eine seelische Altersbetreuung anderes liefern als Spätprothesen der Seele, wenn unser gesamtes Leben der echten Erlebnisse beraubt wird. Ihren Platz nehmen heute die „Impressionen“ ein, die Erhart Kästner als die Kulissen des Nichts bezeichnet hat.

Wenn wir hier von Altersfunktionen sprechen, so meinen wir die spezifischen Funktionen, welche dem Alter im Gesamt unseres Daseins zukommen. Die einzelnen Lebensphasen sind — um mit Romano Guardini zu sprechen — ja echte Lebensgestalten und bilden auch ihre Wertfiguren, die auf das ganze Dasein ausgerichtet sind. Damit verlassen wir die Erfahrungspsychologie und treten in metaphysische und ethische Bereiche ein.

Die zentrale Funktion des Alters ist die des Voll-endens. Sie wird unausweichlich vom Bewußtsein des näherrückenden Todes bestimmt. Nicht als ob er erst dann in unser Blickfeld einträte. Denn der Tod ist — kantisch gesprochen — das a priori aller unserer Erlebnisse (Fedor Stepun). Aber er wird anders gegenwärtig als in jüngeren Lebensphasen.

Die Funktionen des Alters werden erst sichtbar, wenn die „Krise der Lösung“ (Guardini) bewältigt worden ist, wenn der Mensch sein Ende annimmt. Dann kommt in seine Haltung — wir folgen noch einmal Guardini — etwas Ruhiges und Überlegenes. Es wächst in dem Maße, als das Vergehen in Aufrichtigkeit bejaht wird, das Bewußtsein dessen, was ewig ist, was nicht vergeht. Das bedeutet die Unterscheidung von wichtig und unwichtig, unecht und echt. Hier wurzelt die Weisheit des Alters; der Mensch wird „durchsichtig für den Sinn“, je mehr die Dynamis ihn verläßt.

Damit vollzieht sich auch die Verwandlung des Eros in seine letzten und gültigen Gestalten. Vom „himmlischen Eros“ hat Hans Künkel gesprochen, von der „Rückfindung zum verlorenen Urgrund“ Ph. Lersch.

Müssen wir noch aufzählen, wie sehr dem Bild des alten Menschen unserer Tage meist diese Altersfunktionen fehlen? Wie eine Welt beschaffen sein wird, die solcher Wertfiguren und Kräfte entbehrt, wenn das „Immer-Weiter“, das die „schlechte Ewigkeit“ ist (Guardini), uns beherrscht? Sind diese ordnenden und sub specie aeternitatis wertenden Funktionen der letzten Lebensphase für die Kunst entbehrlich? Lebt das, was in ihr gültig ist, nicht vom Bewußtsein unserer Vergänglichkeit? Kunst, so lesen wir bei Fedor Stepun, ist „schöpferische Formung menschlichen Erlebens, die im Zeichen menschlicher Sterblichkeit zum Ruhme des Unsterblichen im Menschen geschieht“.

## II.

Die Funktion des Alters kann nur vom Tode her begriffen werden. Er ist „die Frucht, um die sich alles dreht“.

„Um ihretwillen bleibt das Angeschaute  
wie Ewiges, auch wenn es lang verrann —  
und jeder, welcher bildete und baute,  
ward Welt um diese Frucht und fror und taute  
und windete ihr zu und schien sie an...“



Es ist der *große Tod* Rilkes, den nur der auserwählt Gereifte erfahren und bestehen kann „allein und rauschend wie ein großer Garten“.

Die Gegenwart kennt diesen reifen Tod nicht mehr; er „hängt grün und ohne Süße wie eine Frucht in ihnen, die nicht reift“ (Rilke). Des Dichters großes Gebet „O, Herr, gib jedem seinen eigenen Tod“ blieb unerhört. Wir sterben den *kleinen Tod*, der „uns endlich nimmt, nur weil wir keinen reifen“.

Wer in der westlichen Welt wünscht ihm wissend entgegen zu reifen — es sei denn in Klöstern und anderen Stätten der Einkehr? Schnell soll er den Ahnungslosen fallen wie ein Geschloß; das plötzliche Ende gilt als „wunderbarer Tod“. Hier wird die Umkehr der Haltung sichtbar: den älteren Zeiten war nichts schrecklicher als dieser jähe, hinterhältige Tod, auf den man nicht bereitet war. Die personale Einstellung zum Tode ist mit dem Erlahmen der alten Glaubenssicherheit verkümmert; das Massensterben zweier Weltkriege hat den Tod depersonalisiert und in die Region der objektiven Tatbestände abgeschoben (Max Mikorey). Eine tiefgreifende Wandlung in der „Stilistik des Sterbens“ (Leibbrand), hat den anonymen und kollektiven Tod an die Stelle des großen Todes gerückt. Diesen Prozeß hat auch die Existenzphilosophie Heideggers, welche die personale Konfrontation mit dem „je eigenen Tod“ zur Grundlage wahrer Existenz macht, nicht zu wenden vermocht.

Die Flucht des modernen Menschen vor dem personalen Tode entzieht vielleicht auch seiner Kunst die tiefsten Wurzeln. Aus dem Bewußtsein unserer Vergänglichkeit erwuchs zu allen Zeiten ihr Ernst, ihre Verantwortung, ihr Adel, ihre Sendung. Vom Parthenon bis zu den Fresken Fra Angelicos ist die abendländische Kunst ein einziges Zeugnis dafür.

Fedor Stepun hat noch genauer unterschieden: Wir kennen den Tod nicht nur als das Ende unseres Lebens, sondern auch als „ein sich beständig in uns vollziehendes Sterben unserer Ahnungen, unserer Hoffnungen, unserer leisensten Wunschmelodien“. Vor jenem sind wir hilflose Geschöpfe, vor diesem auch „seinsmächtige Überwinder“, indem wir unsere flüchtigen Erlebnisse zu unsterblichen Gestalten der Kunst umformen. Kunst ist somit schöpferische Überwindung der ursprünglichen Todgeweihtheit all unserer Lebensinhalte. Ohne Kunst wäre „die Seele eines jeden von uns eine finstere Leichenkammer“. Durch die Kunst aber gibt es selbst in diesem Leben „Auferstehung und Unsterblichkeit“ (Fedor Stepun).

Wir sollten auch nicht vergessen, daß die Grab-kunst zu den ältesten Künsten gehört. Ihr Abstieg läßt den ganzen Niedergang erkennen. Auf den Friedhöfen unserer Zeit regiert die Konfektion, die anonym ist wie das Sterben. Das „memento mori“ schläft ungelesen im Stein der Eingangspforten, die schnell durchschritten werden. Die Zwiesprache mit den Toten, die einst den Gang der Oberwelt bestimmte, wird selten mehr begehrt und ward zum Schabernack der Spiritisten. Heute zieht man den Toten, um die man einst Geschenke häufte, den letzten Schmuck von ihren Fingern. Kaum einer trägt auf der großen Überfahrt noch etwas bei sich, das ihm im Leben lieb gewesen ist, am seltensten ein Werk, das Kunst geformt hat. Von den Totengaben ist nichts mehr geblieben; denn Band und Mütze, mit denen man die ewigen Studenten zum letzten Gange schmückt, zählen nicht mit: wer im Tode noch immer nichts anderes sein will als der „brave Bursch, der er gewest“ — klam-

mert sich noch an den Nobiskrug des Börries von Münchhausen und kann nur seines „Todes tote Fehlgeburt“ gebären (Rilke).

Und seltsam: je heftiger der moderne Mensch sich vom Tode abwendet, je ungestümer er sein Dasein mit Irdischem zu stopfen trachtet, er wird dadurch nicht reicher, sondern ärmer. Das gilt auch für die Kunst in unserer Zeit. Kunst, die ihr Antlitz nicht nach oben wendet, bringt nur makabre Gebilde und „existentialistische“ Müdigkeit zur Welt. Dann setzt die Regression auf frühere Entwicklungsstufen ein. Das nicht-gereift-sein-wollen wird Programm. Die Künstler werden wie die Jugendlichen von Grenzzuständen unserer Seele angelockt, von Drogen und von Räuschen wie Aldous Huxley oder Gottfried Benn. Aus der Ratlosigkeit vor der Realität erwächst die Negation der Form. Und wie die Seele des Jugendlichen noch keinen Rhythmus hat (E. Spranger), so triumphiert die Arrhythmie auch in den Künsten. Sie werden voraussetzungslos, weil ihnen die große Voraussetzung unserer Vergänglichkeit fehlt, sie werden frei für Spielerisches, für Experimente.

### III.

Die Idee einer ewigen-„göttlichen“-Jugend hat es wohl zu allen Zeiten gegeben; vielleicht ist in ihr noch der Glaube an ein verschwundenes „goldenes Zeitalter“ lebendig. Auch die „Frau ohne Alter“ hat nicht erst ein alternder Filmstar in kosmetischer Notwehr erfunden. Wunschträume von Altweibermühlen und Jungbrunnen, wie sie Lucas Cranach und Hans Sebald Beham gemalt haben, müssen auch Matronen des Mittelalters schon heimgesucht haben. Immer wird es Gestrige geben, die ihr Alter gleich einer bösen Verzauberung erleiden, aus der sie die Liebe oder eine Märchenwende zu neuer, holderer Jugend erlösen wird. Heute ist Flucht vor dem Alter zum hektischen Symptom einer endemischen Krankheit geworden. Jeder Tag bringt Meldungen von neuen Siegen über Alter und Tod; aber wenn es auch Scheinsiege sind, die kaum einen Tag überdauern, so zeugen sie doch von der erbitterten Feindschaft gegen Alter und Sterben.

Über die liebenswerten Schwindelkünste der Mode sollte man nicht zu streng zu Gericht sitzen. Wer die Textil-Weltanschauung der Christian Dior und Jaques Fath blind übernimmt, beweist, daß er es zu keiner eigenen gebracht hat; das erleichtert die Einstufung. Nur Spießer und Scheinheilige verdammen solcherlei weibliches Hochzeitsgefieder schlechthin.

Jetzt hat freilich die Mode dem Alter den Kampf angesagt: Mütter rivalisieren mit ihren Töchtern, Großväter übertrumpfen die Stutzer — und wer heute zu den Müttern hinabstiege, liefe Gefahr, sie in Shorts anzutreffen. Die patriarchalische Ordnung, die einst reife Männer durch bloßes Dasein verbürgten, ist einer Kameradschaft der Generationen gewichen, in welcher die Väter die Torheiten der Söhne überbieten, als lägen Äonen zwischen uns und der Welt des Jeremias Gotthelf, der die Großeltern noch „den Tau der Kinder“ nannte. Aber es ist dies kein unbewußter Zug der Zeit, sondern ein schier besessenes Streben einer Epoche, die auch das „Jahrhundert des Kindes“ und die „jungen Völker“ proklamiert.

Die Runzeln, die sich ein Antlitz erwarb, sind heute zum Makel geworden, das weiße Haar konjugiert unser Leben ins Perfekt. Aber man hängt mit den



kosmetischen Künsten des Figaros nicht nur eine Larve vor die Signaturen des Schicksals, man betrügt, wie jeder Fälscher, am Ende sich selbst.

Das letzte Gedicht der Ricarda Huch, das beginnt:

Tief in den Himmel verklingt  
traurig der letzte Stern  
noch eine Nachtigall singt  
fern, fern.  
Geh schlafen mein Herz, es ist Zeit  
kühl weht die Ewigkeit . . .

könnte kein Mund sprechen, den statt der Altersreife ein Kosmetiker modelliert hätte; zu solchen Versen letzter Kelterung gehört auch ein Antlitz wie das unvergeßliche der Dichterin, in dem ein Menschenweg sich gesammelt hat zu einer schier jenseitigen Hoheit. Reife ist Selbstverwirklichung; Masken bleiben vertauschbar.

Was Wunder, wenn sich das Alter, das sich selbst seines Ranges begibt, nicht mehr Achtung und Liebe der Jungen erfährt. Man kauft sich selbst von der Pflege los, mit der man einst den Lebensdank an Ältere zurückerstattete: man zahlt sie in Heime ein, in denen man die Alten wie Aussatz isoliert. Welch ein Weg von der Rede des Kephalos in Platons Staat bis zu der „Altersrente“ unserer Tage!

Daß die naturwissenschaftliche Heilkunde diesem Karnevalszug der Verjüngung folgt, offenbart die Armseligkeit ihres heutigen Menschenbildes, darin das Alter nur der Zustand nach der biologischen Peripetie ist. Mit Seren, Hormonen, Tränken und Zellen versucht man der Natur in die Zügel zu fallen, ohne zu bedenken, daß ein gereifter Mensch mit den Säften der Jugend bestenfalls ein Artefakt, eine erbärmliche Zweiheit ergäbe. Aber der Mensch von heute greift nach jedem Verjüngungsschwindel, selbst wenn er seiner nüchternen Ratio, auf die er so stolz ist, plötzlich ein magisches Denken abverlangt; denn es führt ja jede Form von Verjüngung in die Faustsche Hexenküche zurück. Die Heilkunst sollte tiefer als andere Lebenskunde vom Sinn des Alters, der Krankheit, des Todes wissen; wenn sie dies uralte Wissen verleugnet, sich in den Tanz um den goldenen Phallos mengt, wird sie uns zu Krankheit und Unglück statt zu neuem Leben führen. Denn „der Mensch hat ein Gewissen seines Lebensalters und dessen, was zu ihm gehört und nicht zu ihm gehört“, „er wird unglücklich oder krank, wenn er dagegen verstößt“ (Karl Jaspers).

Die Flucht vor dem Alter ist nur ein Beweis für die allgemeine Neurose der Zeit. Neurose ist ja zuletzt nichts anderes als ein Reifungsstillstand aus Angst vor dem Schicksal. Flucht aus dem Alter, mit welcher Verjüngungsmethode auch immer, biologisch zu nennen, ist ein Denkfehler. Der Natur gehorsam zu sein, heißt wissen: daß das Gesetz nach dem die Blätter fallen, nicht schlechter ist als das, nach dem die Knospen springen — hat Burghard Breitner einmal gesagt.

#### IV.

Der Negation des Alters liegen vor allem drei Fehler zugrunde: die Überschätzung der Leistung (des „Nutzeffektes“), die Unterschätzung der seelischen

Substanz, mit welcher der Mensch in das Alter eintritt (die „Ausgangslage“), der Mangel an Metaphysik (Religion).

Es soll hier nicht untersucht werden, welche Umschichtungen dazu geführt haben, den Menschen an seiner Leistung zu messen — ungeachtet seiner Persönlichkeitswerte. Die Begründung, es hätten die Zusammenbrüche unseres Jahrhunderts die Menschen gezwungen, sich noch im hohen Alter „konkurrenzfähig“ zu erhalten, bleibt an der Oberfläche; denn wir begegnen dem Phänomen des leistungsfanatichen Alters ja auch in Ländern, die nicht von Katastrophen heimgesucht worden sind. Die Bejahung des menschlichen Nutzeffektes ist ein Produkt des technischen Denkens: unrentable Maschinen sind Schrott. Die Kalkulation unseres Nutzwertes reicht bis in die Fundamente unserer Sozialversicherungen hinab.

Das *otium cum dignitate* ist kein Altersziel mehr. Fast niemand ist willens, das Steuer beizeiten zu übergeben: die Tragik der Krone lebt unter dem Homburg fort; wer die Altersgrenze hinter sich hat, meint durch gesteigerten Umtrieb, selbst die Jungen noch überrunden zu können.

Der alte Mann, der immer noch nach Taten jagt, verdeckt zumeist nur seine innere Leere; der Tiefenpsychologie ist solche späte Geschäftigkeit stets verdächtig. Sie erinnert an das rastlose Gesumme der Winterfliegen in ihren letzten Tagen.

Niemand bestreitet, daß geistig-seelische Potenzen bis in das höchste Alter dauern können; doch sind die Alterswerke in Kunst und Wissenschaft fast immer langgereifte Ernte, die gegen Abend erst eingebracht wird. Sie atmen Ruhe und Frieden. Sie sind zumeist schon mit dem seltenen Lidschlag der Greise, dem Metronom der Ewigkeit gesehen. Auch in der Analyse der Alterswerke (Richard Benz, Dorland A. L. Vischer und v. a.) werden die Altersfunktionen sichtbar. Von einem Phasenwandel, der sich von Dynamik zu Introversion bewegt, spricht A. E. Brinckmann.

Zu den Funktionen des Alters gehört neben der ordnenden Erfahrung, der langgeschulnten Kennerschaft auch die Ruhe aller Reife. Schon Goethe hat über seine „veloziferische“ Zeit geklagt: „Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist . . .“ Es sind oft Dilettanten, die so immer weiter wollen, oder solche Menschen, die erst in höherem Alter in ihre Ämter eingerückt sind und spät noch mit dem Handwerk klappern. Aus solchem Stoff sind auch jene Generale und Politiker, deren goldene Alterssportabzeichen das Volk mit Blut und Tränen zahlt. Verfehltes Alter solcher Art sucht stets im Mittelpunkt zu bleiben, bedarf der Jünger, die ihm nach dem Munde reden. Den Taten solcher Greise fehlt das letzte Siegel, das nur die Einsamkeit verleiht. Sie bleiben im Getriebe. Der Standort des Alters aber liegt über ihm. Das gilt auch für die Kunst.

Freilich beginnt das nicht erst auf der Schwelle des letzten Jahrzehntes. Speicher und Waben muß man beizeiten füllen. Statt dessen treffen wir immer häufiger auf solche Menschen, die ihr verlorenes Amt nicht überdauern. Mit dem Verlust der Stellung sehen sie sich der eigenen Leere und Nichtigkeit gegenüber. Der „Pensionierungsbankrott (I. H. Schultz) ist nur die Quittung auf verfehltes Leben, auf die Verwechslung von Geschäftigkeit und Dasein (K. H. Stauder).

Das führt uns auf die Ausgangslage, auf die seelische Substanz zurück, mit der man in das Alter eintritt. „Wo aber im früheren Leben nichts Bleibendes gewonnen worden ist, da fehlt auch dem Alter sein Gehalt“ hat K. Friedrich Burdach vor über hundert Jahren geschrieben. Es ist wie mit den Weinen und den Aromen der Parfüme; sie gewinnen durch Alter nur, was schon in ihnen war; die „kleinen“ Weine altern schnell und blasen aus, wie jeder Küfer weiß.

In diese Reihe gehört auch mancher Greis, der kindisch wird. Er hat vielleicht kein Marschgepäck für seine letzten Wege mitgebracht und ist auf jene kleine Mitgift angewiesen, die ihm die Kindheit gab. Hier sind nicht gemeint die echten Steckenpferde, die man an manchen Zügen noch als Fohlen des großen Pegasus erkennt. Doch scheint uns die Beschäftigung des Alters heute oft nicht den Jahren angemessen: sie entspringt weder der langersehnten Freiheit dessen, der sich endlich von allen Ämtern zur Selbstverwirklichung entbunden weiß, noch der metaphysisch ernstesten Heiterkeit des Wissenden. Sie gleicht vielmehr den Spielereien, mit denen man nur Zeit verbraucht, statt sie zu füllen.

Gilt dies nicht auch für manche Künste unserer Zeit? Verspielte Kunst heißt ja wohl solche, die aller Mühsal des Gestaltens, dem Ringen mit dem Engel aus dem Wege geht.

## V.

Es wird als die entscheidende Wende der modernen Kunst gepriesen, daß sie einen sur-realen Standpunkt gewonnen habe, vom Ding zur Abstraktion aufgestiegen sei, (als ob es je eine Kunst ohne Abstraktion gegeben hätte!). Aber verbirgt sich hinter dieser Entwicklung nicht im Grunde die gleiche Flucht vor der Wirklichkeit, der wir bei Altersangst und Neurose begegneten? Ist das, was man heute Sur-realismus nennt, nicht häufig Ausdruck dafür, daß die Wirklichkeit nicht mehr bewältigt wird — seelisch wie formal? Auch ein Maler wie Karl Hofer hat zugegeben, daß wir das Abbild höchster Kunst „nicht mehr zu gestalten vermöchten, weil uns die große innere Ruhe fehle“. Das extensive, künstlich verjüngte Leben ist der Todfeind dieser schöpferischen Geduld. Auch darin verrät sich der betonte Wille zum Jungsein, daß sich die Künste heute zur „Kunst des Problematischen“ bekennen. Nicht, als ob Alter keine Probleme kenne! Aber reifen und altern meint doch: sichere Standorte jenseits des Rätselvollen gewinnen, sich im Dickicht der Probleme selbst zu verwirklichen! Dann ist „das Problematische“ nicht Thema und Ziel, sondern Durchgang.

Wenn das Alter sich solcher Durchgangsstilistik befleißigt, dann brechen in dieser Maßstabänderung und Jugendimitation Fragen einer allgemeinen Regression auf, die nicht mehr in die Ateliers allein, sondern ebenso in die Werkstätten der Tiefenpsychologen gehören. Es ist kein Zufall, daß die Bildnerien der Jugendlichen, der Neurotiker, der abstrakten Künstler sich gleichen, so daß ein Kinderstift zuweilen sogar vereidigte Experten täuschen kann. Der seltsame Eindruck, „daß das Dasein, bei aller Unabsehlichkeit des Wissens, aller Ungeheuerlichkeit der Macht und Exaktheit der Technik, im Grunde von Unerwachsenen regiert werde“ (R. Guardini), drängt sich uns auch im Anblick der modernsten Künste auf. Es ist, als sei aus den Produktionen der zeitgenössischen Kunst bewußt und vorsätzlich alles verbannt, was wesenhafter Weise Alter ist.



Kennzeichnend für die Psychologie des Jugendalters ist vor allem die Subjektivität. Alles am eigenen Ich ist interessant und bedeutsam (E. Spranger). Die freibejahte Ordnung (Guardini) gilt noch nicht, Jugend ist Protest gegen Traditionen. Es ist der Mangel an Wirklichkeitserfahrung, der das Gefühl der unbegrenzten Möglichkeiten gibt. Das führt zur „Unbedingtheit der Ideen und Gesinnungen“ — zu absoluten Stellungnahmen, zu kompromißlosem Verhalten (Guardini).

Treffen wir in der modernsten Kunst nicht alle diese Züge wieder an? Ist nicht auch sie „ein Monolog mit den Dingen“, wie ihn E. Spranger in der Phantasie des Jugendlichen gefunden hat. Haben nicht beide auch die willkürliche Phrasierung gemein, der alle Forderung der Form „nur Alterserscheinung und akademischer Zopf“ (E. Spranger) ist? Erscheint nicht die Wiedergabe „der gesteigerten subjektiven Gefühlswirkung“ beiden „als Hauptaufgabe der Kunst“? Die eigenen Formgesetze der Objekte (die nur durch Selbstentäußerung in die reine Beschauung eingehen können), werden von dem neu entdeckten Selbst in ihrem Rechte noch nicht erkannt.

Auch die seltsame jugendliche Sprunghaftigkeit vom Weltschmerz zum Kalauer, scheint in den künstlerischen Produktionen der Gegenwart wiederzukehren. Es fehlt das „Bewußtsein, daß echt nur die Verbindung der wahr gedachten Idee mit der richtig gesehenen Wirklichkeit ist“ (Guardini). Die Werte der Wirklichkeit erschließen sich nur in der Erfahrung und in der Geduld. „Erfahrung“ aber bedeutet nicht, daß man die traurigen Realitäten des Lebens kennt, sondern daß man sie „in der richtigen Weise“ kennt, nämlich „im rechten Verhältnis zum Wesen des Menschen, zum Ganzen des geschichtlichen und sozialen Geschehens und vor allem, zu den so sehr wirksamen Momenten der Durchschnittlichkeit und des Alltags“ (Guardini). In unserer Gegenwartsliteratur dagegen erscheint das realistische Detail gleichsam mit ungeheurer Vergrößerung herausgezeichnet wie im Film, die pathologische Kasuistik zur existenziellen Schicksalsfrage, die Hurenpsychologie der pubeszenten Phantasie zum Mittelpunkt des Schrifttums aufgeplustert. Gewiß, auch das Krankheitsprotokoll, auch der Morast, der Untergang hat seinen künstlerischen Reiz; und immer wird die Jugend von Ekstasen, vom wilden Glanz des Irrlichts angelockt. Doch zeugt es für die Regression auf Reifungskrisen, wenn sich die Künste mit solcher jugendlichen Optik zu Diktatoren und Souffleuren der öffentlichen Meinung machen. Es ist der Mangel an wirklichen Alterswerten in unserer Zeit, wenn so die Proportionen des Singulären zum gesamten Dasein verloren gehen, wenn die Kunde von Taten in Bordellen und Prärien das tausendfache Heldentum des Alltags übertönt. Endlich wird diese Regression der Künste auch darin offenbar, daß in ihnen wie in der Pubertät gewisse schizoide Elemente (Walter Winkler) zutagetreten.

Man kann uns vorhalten, daß die hier skizzierten Kennzeichen sehr verschiedenen jugendlichen Entwicklungsstufen abgenommen sind; gewiß — aber wir haben auch nicht behauptet, daß die moderne Kunst nur Regression in eine bestimmte Jugendstufe sei; es mischen sich auch in den Neurosen Züge aus zeitlich sehr verschiedenen Durchgangsbezirken unseres Lebens.

Noch deutlicher wird diese Flucht in die Unmündigkeit im persönlichen Umgang mit den avantgardistischen Künstlern selbst. Hier treten die Proteste,

die Intoleranz, die jugendlichen Affekte ganz ohne Hüllen auf den Plan. Die Worte dieser Produzenten sind gleich ihren Werken auf offenen Affront, auf Widerspruch, auf Schock hin angelegt. Dogmatisch wie die Jugend halten solche Künstler auch gleich den Bann bereit für jene, die ihren Forderungen nicht folgen können. Genau wie Jugendliche, die sich selber nicht verstehen, verlangen diese Künstler eine grenzenlose Bereitschaft des Verständnisses; wie jene sind sie auch mimosenhaft empfindlich, weil sie sich nie verstanden glauben.

Man möchte viele dieser Haltungen als modisch und vergänglich abtun, bewiesen nicht die Träume solcher Neuerer, wie tief ihre Reifeproblematik in sie eingesickert ist. In ihnen begegnet man wie in den Träumen junger Menschen dem Vaterhaß, dem Haß der Tradition, den Barrikadenzügen der Rebellen, gemischt mit Lebensangst und einem Suchen nach Schutz und mütterlicher Wärme. In ihnen kehrt auch häufig wieder: die Unterlegenheit vor der Natur, vor Großgeformtem, vor Tempeln, die Angst vor Schächten, die zur Tiefe, vor Wegen, die in eine Mitte zielen. Auch führen ihre Träume in Räume erschreckender Gestalt, in denen die Asymmetrie regiert: auch sie Proteste gegen Maß und Ordnung.

## VII.

Ein Blick noch auf die heutige Kunstkritik: Keineswegs soll bestritten sein, daß hier auch echte Überzeugungen und begründete Einstellungen zur modernen Kunst vertreten werden. Doch sollte es uns nachdenklich stimmen, daß mancher Eiferer für den „dernier cri“ ganz andere Bilder an seinen Wänden, andere Bücher in seinen Regalen sammelt als die, die er in den Journalen rühmt. Zuweilen lautet auch das vertrauliche Gespräch gedämpfter, als es die Posaune des letzten Kritiktextes vermuten ließ. Wer tiefer dringt, wird bald gewahr, daß solchen Schreibern die Angst die Feder führt: man wagt nicht, den gereiften Maßstab anzulegen, aus Furcht, man könnte zum alten Eisen geworfen werden. Man gibt sich auch unterm weißen Scheitel jung. Wir können Weltoffenheit und Wandlungsfähigkeit des Kritikers nur rühmen; doch muß der weite Horizont auch eine sichere Mitte haben. Sonst wird die Kunstkritik zum Fähnchen, das uns nur zeigt, woher die Winde wehen.

Niemand wird von der Kritik der Jugend diese gewachsene Mitte fordern. Wer aber die Maße und Gewichte zu verwalten berufen ist, muß Unechtes, Ephemerer vom Echten und von jenem Dauernden zu scheiden wissen, das R. Guardini definiert hat als „das, was im Strom der Zeit Verwandtschaft mit dem Ewigen hat“. Wer die Vergänglichkeit durchschaut, der wird auch über Moden lächeln. Das ist Sache der Älteren und Reifen. Man muß eine Weile gelebt haben, um zu wissen, wie Moden kommen und gehen — auch in der Kunst. Nur „der ausgebildete Kenner soll vergleichen; denn ihm schwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt, was geleistet werden könne und solle“ — so steht es in den Wanderjahren Wilhelm Meisters.

Wie weit von solcher Reife die Kunstkritik der Gegenwart oft entfernt ist, zeigt schon der Stil der Schreiber. Gewiß wird niemand vom Kritiker verlangen, daß er malen, dichten, komponieren kann. Doch sollte, wer über Stile und Ausdrucksmittel urteilt, sich schreibend selbst um sie bemühen. Statt dessen trifft man allenthalben auf Skribenden, die eines Dichters Stil bekritteln,

ohne nur eine Spur des eigenen zu verraten. Ein neuer Kunstjargon verhüllt nur mangelhaft die Blößen. Avantgardistische Metaphern, Superlative, Technizismen, snobistische Effekte, die aus den Arsenalen der Reifungskrisen stammen, betonen den heftigen Willen solcher Kritiker: jung und „dabei“ zu sein. Den großen Kritiker verrät jedoch der eigene Stil nicht minder als der Inhalt. Wie könnte es anders sein? Wer lange mit Gestalten ringt, formt auch sich selber mit.

Wenn wir für die Kritik in allen Künsten Reife und Alter fordern, so rufen wir gewiß den Protest der jungen Generation hervor. Das war zu allen Zeiten so. Darum sei betont, daß wir mit allen Jungen von den alten Richtern, denen wir uns unterwerfen wollen, noch lebensnahe Aufgeschlossenheit verlangen, noch den lebendigen und starken Puls, die leidenschaftliche Liebe zur Kunst. Die Enge, die manchen Alternden umschnürt, die Fessel ungeprüfter Traditionen, die Furcht vor Neuerungen, die Lobpreisung des Alten um des Alten willen, wird niemand in die Regionen der Kunstkritik berufen wollen. Es soll nicht Altersreife mit seelischem Greisentum verwechselt werden, das kaum mindere Gefahren für die Kunst birgt als jugendlicher Überschwang. Doch sollte man auch umgekehrt das reife Alterswort nicht als Neophobie verschreien.

Einst stand vor der Meisterschaft eine lange Lehrzeit. Heute, da die Meister vom Himmel fallen, die ohne Lehre die Perfektion der Gegenwart erreichen, tritt der reife Kritiker in die Funktion des Lehrers ein; er scheint uns bitter nötig. Er allein kann auch das Wissen wieder wecken, daß „wer für die Zukunft arbeitet, auch den Mut haben muß, unmodern zu sein in der Zeit“ (Karl Hofer).

### VIII.

Wir wollen keine Forderungen erheben, denn wir erwarten keine Umkehr des unaufhaltsamen Menschen. Auch hat die Kunst nicht nur metaphysische, sondern noch irdische Wurzeln: sie gestaltet das Fühlen, Denken und Leben ihrer Zeit. Fedor Stepun sagt versöhnlich: „Man müßte vielleicht den echten und großen Künstlern der Moderne dafür dankbar sein, daß sie die Leiden und Sünden unserer Zeit auf sich nehmen und durch dieses stellvertretende Leiden und Sündigwerden die Einbuße jener Freude bezahlen, welche organische Epochen ihren Kündern und Propheten schenken.“

Wir wollen auch nicht mißdeutet werden: Wir lieben „den brausenden Aufstand der Jugend“ (W. Hausenstein) im Leben wie in der Kunst, wenn er Ausdruck und Wertfigur einer echten Lebensgestalt ist. Aber wir wollen auch den Mut haben, ihn als neurotische Regression des modernen Menschen zu benennen, wo er nur Flucht vor dem Alter ist.

Unsere Betrachtungen sind nur ein Ausschnitt aus dem großen Thema, das Hans Sedlmayr „Verlust der Mitte“ überschrieben hat. Der Mangel an Metaphysik, der die Altersflucht begleitet, offenbart sich nicht nur im individuellen Dasein, sondern nicht minder schmerzlich in der Kunst der Gegenwart. Aber da das Dasein mehr meint als sich selber, so sind wir nicht ohne Hoffnung. „Die Bilder stürzen, aber die Stimme verstummt nicht“ hat Martin Buber gesagt.



## Simone Weil

„Eines der zwei oder drei menschlichen Genies unseres Jahrhunderts“ hat André Rousseaux Simone Weil genannt. Mag man ihm zustimmen oder nicht, niemand, der sich mit dem Werk dieser Frau beschäftigt, kann sich dem Eindruck des Außerordentlichen entziehen. Die Veröffentlichung ihrer Tagebuchaufzeichnungen, von der Verfasserin ohne einen Gedanken an Publikation, nur zur Selbstrechenschaft, als Selbstkommentar ihres geistigen Ringens niedergeschrieben, war und ist eine der großen literarischen Sensationen Frankreichs nach dem Zweiten Weltkrieg. Gedankenschärfe und letzter religiöser Ernst verbinden sich da zu einem geistigen Bau von schattenloser Helle. Eine Sprachbegabung ersten Ranges trat hinzu. Simone Weil scheint keinerlei Ausdrucksnot gekannt zu haben, ihre Aussagen wirken strömend und inspiriert, ohne tote Zonen oder Verschachtelungen. Mit überwältigender Einfachheit ist Schwerstes ausgesagt. Alles in allem eine Erscheinung, deren Bedeutung mit derjenigen Pascals verglichen werden darf. Obwohl erst ein Teil ihres Nachlasses veröffentlicht vorliegt, übertrifft das Echo, das ihre Bücher in Frankreich auslösten, an Stärke selbst dasjenige, welches die Schriften Kafkas oder Sartres fanden. Relativ spät begannen die Wirkungen Simone Weils in Deutschland: 1952 erschien „Schwerkraft und Gnade“, 1953 folgte „Das Unglück und die Gottesliebe“ (beide im Kösel-Verlag, München), während in Paris inzwischen bereits der zehnte Weil-Band herauskam. Selbst diese zehn Bücher aber bilden noch nicht das Gesamtwerk, und wir müssen es uns daher verbieten, eine definitive Darstellung ihrer Lehren auch nur zu versuchen. Das heftige Pro und Contra um ihre Botschaft, oft durch schwere Mißverständnisse verzerrt, das inzwischen, von Frankreich herübergreifend, auch bei uns einsetzt, macht jedoch einen sorgfältigen Deutungsversuch dessen, was vorliegt, sine ira et studio, unaufschiebbar: an der Wichtigkeit des Phänomens Simone Weil ist heute bereits nicht mehr zu zweifeln.

Eines der häufigsten Mißverständnisse betrifft die „linksradikale Intellektuelle“. Simone Weil, Tochter wohlhabender jüdischer Eltern aus Paris, schloß sich 1930, als frischgebackene Studienrätin, der Arbeiterbewegung an. Sie schrieb Artikel für die Zeitschrift „Révolution prolétarienne“, sie trat für die Rechte der Arbeitslosen ein, die damals für eine minimale Unterstützung schwere Dienste leisten mußten, sie klopfte mit ihnen Steine und verteilte, was von ihrem Gehalt über die Höhe der Unterstützung hinausging. 1933 ließ sie sich auf ein Jahr vom Unterricht beurlauben, um als Fräserin in den Renault-Werken zu arbeiten. Als der Spanien-Krieg ausbrach, ging sie als Krankenpflegerin an die Katalanische Front, auf Seiten der „Roten“. Dennoch war Simone Weil alles andere als eine intellektuelle Fanatikerin. Nicht Ideologie, sondern Menschenliebe trieb sie an. Ein Genie des Gewissens mehr noch als des Intellekts! Sie wollte wissen, wie es um den Menschen steht, „in welcher Schlinge er sich selber gefangen“ habe. „Das Unglück, das sich über

die Oberfläche des Planeten ausbreitet, verfolgt und zerschmettert mich bis in die Vernichtung meiner geistigen Fähigkeiten“, schrieb sie in ihr Tagebuch. Als Sozialreligion mit „eschatologischer Propaganda“ hat der Marxismus keine schärfere Kritikerin gefunden als diese „linksradikale“ Prophetin: „Das Heil kann nicht Ziel oder Inhalt sozialer Ideen oder sonstiger staatlicher Ordnungsvorstellungen sein.“ Simone Weil ist am 24. August 1943 in England als Mitarbeiterin der französischen Exilregierung gestorben. Gestorben an freiwillig übernommenen Entbehrungen und Strapazen: sie weigerte sich, ein Gramm mehr zu essen, als die offiziellen Rationen im besetzten Frankreich betrug, sie forderte ein Arbeitsmaß von sich, das ihre schwachen Kräfte überstieg. Sie nahm jedes ihrer Worte, das sie aufschrieb, blutig ernst, sie wollte, daß nicht nur ihr Wort, sondern auch ihr Leib, daß ihr ganzes Sein ein Flammenzeichen, ein Protestschrei sei gegen die Finsternis, welche die Welt überzieht. Die „Solidarität des Unglücks“, die allein das allgemeine Unglück aufhalten kann, die „Opferung des Ich“, von der sie schrieb — sie selber übte sie zuerst. Leben und Werk sind bei Simone Weil eins wie wohl bei keinem anderen modernen Denker außer Gandhi.

Opferung des Ich — was heißt das? „Jeder Mensch hat einen eingebildeten Stand im Mittelpunkt der Welt. Die Täuschung der Perspektive stellt ihn in die Mitte des Raumes; eine ähnliche Täuschung fälscht sein Zeitempfinden; und noch eine andere ähnliche Täuschung ordnet die ganze Hierarchie der Werte um ihn herum. Diese Täuschung erstreckt sich sogar auf das Daseinsgefühl, auf Grund der innigen Verbindung, die in uns zwischen dem Wertgefühl und dem Seinsgefühl besteht; das Sein erscheint uns von immer geringerer Dichte, je weiter es von uns entfernt ist . . . Auf unsere imaginäre Stellung im Mittelpunkt verzichten, heißt, zum Wirklichen, zum Ewigen erwachen.“ Das ist der Schlüsselgedanke Simone Weils, in einer der zahllosen Formulierungen und Variationen, die er in ihrem Werk gefunden hat. Alles, was zu falschen Mittelpunkt-Positionen geführt hat und führt, erfährt ihre Kritik, im Persönlichen wie im Allgemeinen. „Die Leere ertragen“, darauf verzichten, das All mit dem Ich ausfüllen zu wollen (Beispiel entgegengesetzter Haltung: Beethovens 9. Sinfonie) — so lautet der Grundgedanke im Mikrobereich der Einzelseele; „die Zentralisierung brechen, . . . unsere Kultur einer dezentralisierten Welt anpassen . . . oder lawinenartig der Katastrophe entgegengehen“ — so kehrt der Grundgedanke im Mikrobereich der Politik wieder. Es gibt nur einen wahren Mittelpunkt, für das Ich wie für die ganze Menschheit, und dieser Mittelpunkt liegt außerhalb der Welt: Gott. Daher der oft mißverständene Satz Simone Weils, daß die Göttlichkeit der Welt einzig auf der Abwesenheit Gottes beruhe. Gott an irgend einen menschlichen Mittelpunkt binden, ein Ich, eine Nation, Staatsform, Gesellschaft, ja sogar eine Kirche (soweit sie menschliche Organisation ist) mit Attributen der Göttlichkeit verbinden, heißt, die Gerechtigkeit vernichten, die wahre Perspektive zerstören, die Finsternis verbreiten. Gott ist hier also gleichsam als vierte Dimension des Denkens begriffen, ohne welche alle menschlichen Vorstellungen, gleichgültig auf welchem Daseinsgebiet, falsch und unreal bleiben müssen. „Der Modus der göttlichen Anwesenheit ist die Abwesenheit Gottes.“ Diese Abwesenheit Gottes wird vom Menschen als Schmerz, als Unglück er-

lebt. Darum ist das Unglück Appell und Pforte zur wahren Erkenntnis. „Wenn sie die Erkenntnis in der Lust sucht, richtet sich die Seele zugrunde.“ Alle Sünde läßt sich auf falsch abreagierten, nicht bewältigten Schmerz zurückführen. „Sünde ist: Schmerz in Haß verwandeln.“ Das Böse ist „das Imaginäre“, es hat Kurzschlußcharakter, es neigt dazu, sich in Kettenreaktionen über die ganze Welt zu entladen. „Die Sünde, die in uns ist, tritt aus uns heraus und verbreitet sich draußen, indem sie die andern für die Sünde anfällig macht. Jedes Verbrechen überträgt das Böse von dem Handelnden auf den Erleidenden. Die Opfer tragen den Makel der Gewalt ebenso an sich wie die Henker. Die böse Tat überträgt auf andere die Entwürdigung, die man in sich selbst trägt. Deshalb neigt man dazu wie zu einer Befreiung.“ Simone Weils Vorstellung von der Hölle: „Sich irrtümlich im Paradies glauben. Auch die Seelen der Verdammten sind im Paradies, aber für sie ist das Paradies die Hölle.“ Das Böse ist ein hemmungsloses Sich-Ausströmenlassen, das Gegenteil der „Opferung des Ich“, eine Verdeckung, Verfinsterung des Wirklichen. „Das Böse ist schrankenlose Freiheit . . . Sogar verübt, behält es das Merkmal der Unwirklichkeit; vielleicht ist das der Grund, warum die Verbrecher so einfältig sind; im Traum ist alles einfach.“ Das Gute hingegen ist Mehrung der Wirklichkeit, in Erkenntnis übergegangener Schmerz. „Das Verbrechen, das in einem ist, muß man sich selber antun.“ Die Kraft hierzu kann nur die Liebe schenken. Über diesen Gedanken der Vertilgung des Imaginären, Haß-Leeren, das die Welt überflutet, durch freiwilliges Leiden, fand Simone Weil zu Christus. „Der falsche Gott verwandelt das Leiden in Gewaltsamkeit. Der wahre Gott verwandelt die Gewaltsamkeit in Leiden. Dies ist das erlösende Leiden.“

Manche Aufzeichnungen aus „Schwerkraft und Gnade“ könnten im ersten Augenblick dazu verleiten, Simone Weil geistig in die Nähe Kierkegaards oder Karl Barths zu rücken. (Die „Abwesenheit Gottes“ — Gott als das „ganz Andere“.) Aber der Eindruck täuscht. Simone Weil schätzte den Protestantismus nicht. Ihre wahren Geistesahnen sind die großen Mystiker des ausgehenden Mittelalters, ferner in gewisser Hinsicht Aischylos, Plato und Spinoza. Auch ihre intensive Beschäftigung mit fernöstlichem, besonders indischem Gedankengut blieb nicht ohne Einfluß. Simone Weils Werk ist Wiedergeburt christlicher Mystik in einer hochintelligenten, keineswegs schwärmerischen Form, welche divergenteste Geistesströmungen unserer Epoche auf höherer Ebene zusammenführt. Rationalismus und Glaube finden sich in neuer Synthese, ähnlich wie im Denken eines Albert Einstein, zu welchem sich überraschende Parallelen zeigen. „Das tiefste und erhabenste Gefühl, dessen wir fähig sind, ist das Erlebnis des Mystischen. Aus ihm allein keimt wahre Wissenschaft. Wem dieses Gefühl fremd ist, . . . der ist seelisch bereits tot.“ Dieser Notiz Einsteins ließe sich eine Fülle weiterer Belege hinzufügen. Vollbrachte Simone Weil mit ihrer Lehre vom irrtümlichen Mittelpunkt des Ich eine wahrhaft kopernikanische Tat auf dem Gebiete Moral, so stellte sie mit ihrer Idee von der Schwerkraft zugleich eine Art Relativitätstheorie, eine einheitliche Feldtheorie des Seelischen im Sinne Einsteins auf. Nicht eine neue Metaphysik, eine wahre Physik des Geistig-Seelischen, dessen natürliche Bewegungen sämtlich auf eine Kraft zurückgeführt werden, bietet sie uns an. Wie Spinoza, so deduzierte Simone Weil ihre etische Lehre *more geometrico*.



„Alle natürlichen Bewegungen der Seele sind Gesetzen unterworfen, die denen der stofflichen Schwerkraft entsprechen. . . . Wie ein Gas ist die Seele bestrebt, die Gesamtheit des Raumes, der ihr gewährt ist, einzunehmen. Ein Gas, das sich zusammenzöge und einen Leerraum ließe, widerspräche den Gesetzen der Entropie. . . . Wer leidet, sucht sein Leiden anderen mitzuteilen — sei es durch Mißhandlungen, sei es dadurch, daß er ihr Mitleid hervorruft — um es so zu vermindern, und derart vermindert man es in der Tat. Wer ganz unten ist, wen niemand bedauert, wer über niemanden Gewalt hat, den er mißhandeln könnte, bei dem bleibt das Leiden in ihm und vergiftet ihn.“ Er mißhandelt alsbald „die Vorstellung der Welt an sich. . . . Was hat man gewonnen, wenn man Böses getan hat? Man hat sich ausgedehnt. Man hat eine Leere in sich ausgefüllt, indem man sie bei andern verursachte. Andern . . . Böses tun, heißt sich einen Kraftaufwand ersparen, den der andere leisten muß. Die Energie, die man so einspart, gerät alsbald auf eine niedrigere Stufe. . . . Die niederen Gefühle sind degradierte Energie.“ Eine Seele jedoch, die der ungehemmten Ausdehnung entsagt, ein Ich, das darauf verzichtet, alle ihm mögliche Macht auszuüben, das „die Leere erträgt“, überwindet die Schwerkraft und wird frei für die Gnade. „Die Gnade ist Erfüllung, aber sie findet nur dort Zutritt, wo eine Leere ist, sie zu empfangen.“ Daß in jeder Seele dieses Vermögen lebt, der Gnade entgegenzugehen, ist selbst schon Gnade: Gewißheit, daß Gott uns Menschen nicht aufgegeben hat, sondern erretten will. Dieses Vermögen, „die Leere zu ertragen“ oder, was das Gleiche meint, „die Abwesenheit Gottes von der Welt zu empfinden“, ist die Weise der Anwesenheit Gottes in der Seele. „Wer . . . die Barmherzigkeit (Gottes) in der Natur selber unmittelbar feststellen will, der muß seine Augen verblenden, seine Ohren verstopfen und jedes Mitleid ausreißen, um zu glauben, daß er dies könne. Der Unglaube an eine unendliche Barmherzigkeit hinter dem Vorhang und der Glaube, daß diese Barmherzigkeit diesseits des Vorhangs sei, machen beide grausam.“ Der „Vorhang“ ist die Differenz zwischen Gott und Welt, wobei Simone Weil mit „Welt“ sowohl das Vegetative, als auch Geschichte, Technik und die soziale Sphäre meint. „Das Fleisch ist gefährlich, insofern es sich weigert, Gott zu lieben, aber auch insofern es sich ungebührlich vordrängt, Gott zu lieben.“ Böse ist es nicht. Die ganze „Welt“ ist weder böse noch gut an sich, ihr Gutsein ist Ausrichtung auf Gott hin, ihr Bösessein „Beschlagnahme“ Gottes. Die Ausrichtung des unbewußten Kreatürlichen auf Gott hin ist Schönheit, die des Sozialen Ordnung, welche dem Einzelnen ein Optimum an Freiheit beschert (soziales Unglück „versetzt die Menschen in den entsetzlichen Zustand wehrlos gefügiger Materie“), die Ausrichtung des Bewußtseins auf den abwesenden Gott ist Wahrheit. Darum besteht zwischen Schönheit, Gerechtigkeit und Wahrheit „eine geheimnisvolle Einheit, denn das Gute ist eins.“ Darum sind auch „die Freude und das Gefühl des Wirklichen identisch“. Weil das Bild eines Menschen von der Wirklichkeit in die Welt zurückwirkt (Hegel: das Bewußtsein der Lage konstituiert die Lage), deshalb ist das Sehend- und Heilwerden des Geistes und der Seele der Urbeitrag jedes Menschen zur Schöpfung, sein Welt- und Gottesdienst, ohne welchen alle seine noch so „guten“ Taten nicht zählen. „Das einzige Organ“ aber, durch welches wir fähig werden zum unverzerrten Schauen, „ist die Liebe“. Durch ununterbrochene „Aufmerksamkeit“ müssen wir sie aus einem Funken zum strahlen-

den Licht entfachen. „Die von jeder Beimischung ganz und gar gereinigte Aufmerksamkeit ist Gebet. . . . Das schöpferische Vermögen im Menschen entspringt der höchsten Aufmerksamkeit, und diese höchste Aufmerksamkeit wird immer eine religiöse sein. Die Menge schöpferischer Genialität eines Zeitalters ist auf das strengste der Menge höchster Aufmerksamkeit proportional, das heißt also, der Menge authentischer Religion in diesem Zeitalter. . . . Zu wissen, daß (der andere) Mensch genauso existiert wie ich — das genügt, das Weitere folgt von selbst.“ Welch ein Kommentar zur Botschaft des Evangeliums ist das! „Die Reinheit ist das Vermögen, die Befleckung zu betrachten.“ Heil ist das Vermögen, unser Unheil zu betrachten. Sünde aber ist das Wegschauen, sie ist „nichts anderes als die Verkenntung des menschlichen Elends. Sie ist unbewußtes Elend und gerade dadurch schuldhaft. Die Geschichte Christi ist der Experimentalbeweis, daß das menschliche Elend unaufhebbar ist, daß es bei dem Menschen, der völlig ohne Sünde ist, ebenso groß ist wie bei dem Sünder. Es ist nur erhellt.“ Darum ist das Kreuz der archimedische Punkt. „Es kann keinen anderen geben.“ Das Kreuz ist „der Schnittpunkt“ von Gott und Welt, von Gnade und Schwerkraft, es ist „die Waage“, es ist das Licht.

Die Wirkungen Simone Weils sind kaum zu überschätzen. Ganze Schichten, die dem Christentum entfremdet waren, besonders innerhalb der französischen Intelligenz, hat sie zum Glauben zurückgeführt. Aber nicht nur innerhalb der Intelligenz. Sie wurde zu einem der großen Vorbilder der Arbeiterpriester-Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg. Warum blieb die Haltung der Kirche oder vielmehr gewisser orthodox kirchlicher Kreise ihr gegenüber dennoch so distanziert, ja zuweilen kaum verhohlen feindlich? Vieles, was man ihr vorwarf, beruht nachweisbar auf Irrtum. So enthüllen sich die meisten ihr vorgerechneten „Widersprüche“ bei näherem Hinsehen als rein verbaler Natur: Worte, in mehrerlei Bedeutung gebraucht, deren jeweiliger Sinn sich jedoch mit Deutlichkeit auftut, sobald man sich, statt an den Rändern umherzuschweifen, in den Mittelpunkt von Simone Weils Denken begibt. Mißverständnismöglichkeit, welche die Autorin als Preis für die aphoristische Einfachheit und Durchschlagskraft ihrer Aussagen zahlen mußte. Widerspruchslos, mit ständigen Begriffserklärungen, ließe sich alles sagen, was sie meinte, aber in einer Sprache, die vielleicht derjenigen Kants ähnelte. Nicht anders stent es mit dem häufig geäußerten Vorwurf der „Hoffart“. Diese Hoffart war ein bedingungsloses Ernstnehmen des eigenen Gewissens, selbst wenn Dinge gesagt werden mußten, die einer selbstgerechten Christenheit schrill in den Ohren klangen, also: Gehorsam.

Die reale Differenz zwischen der Kirche und Simone Weil liegt im Begriff des Eschaton. Der „Jüngste Tag“ spielt in Simone Weils Denken keine Rolle, sie leugnet ihn nicht, aber sie bejaht ihn auch nicht: für die Sorge um das Heil ist er ohne Bedeutung. „Weil das Fehlen jeder Zweckhaftigkeit . . . das Wesen . . . der Welt ist, darum hat Christus uns das Gebot gegeben, zu betrachten, wie Regen und Sonnenschein unterschiedslos über Gerechte und Ungerechte hereinkommen. . . . Wir fühlen uns hienieden als Fremde, Entwurzelte, Verbannte. Unsere Lage ist die des Odysseus, der, nachdem ihn die Schiffer im Schlummer über das Meer gebracht hatten, in einem fremden Lande er-

wachte und mit einer Sehnsucht, die ihm die Seele zerriß, nach Ithaka heimverlangte. Plötzlich öffnete ihm Athene die Augen, und er erkannte, daß er in Ithaka war.“ Entsprechend weist Simone Weil alle theologischen Spekulationen über die Unsterblichkeit zurück. „Ich habe mir stets untersagt, an ein zukünftiges Leben zu denken, aber ich habe immer geglaubt, daß der Augenblick des Todes das Richtmaß . . . des Lebens ist.“ Sie leugnet nicht die Unsterblichkeit, aber sie hält die Beschäftigung mit ihr auf Erden für überflüssig, ja schädlich, weil allzuleicht der „Ausfüllung von Leere“ dienend, also der Flucht, und „weil es nicht in unserer Macht steht, uns die Seele wahrhaft entkörpern vorzustellen. So ist dieser Glaube tatsächlich Glaube an eine Verlängerung des Lebens und verhindert den rechten Gebrauch des Todes.“

Simone Weil kritisierte die Kirche, und fast scheint es, als habe die Kirche bisher nicht genügend klar erkannt, daß diese Kritik nichts Privates bedeutete, sondern im Namen von Millionen geschah, die in die Kirche möchten, aber außerhalb blieben, weil das Weltliche, oft Allzuweltliche an ihr sie fernhält. Simone Weil selbst unterscheidet deutlich zwischen der Kirche als „Quelle sakramentalen Lebens“, als „Verwalterin der Sakramente“, die sie unendlich bejaht, und der „Kirche als sozialer Realität“, die sie kritisiert. „So viele Dinge, die Gott liebt, liegen außerhalb des Christentums. . . . Nach dem Zerfall des römischen Reiches war es zuerst die Kirche, die in Europa so etwas wie einen Totalitarismus errichtete. Dieser Baum hat reiche Frucht getragen. . . . Zeiten des gräßlichen Mißbrauchs der Gewalt durch die Kirche. . . . Damit die augenblickliche Haltung der Kirche wirklich in das soziale Leben eindringe, bedürfe es dessen, daß sie offen aussprache, daß sie sich geändert hat oder sich ändern will. Wer könnte ihr andernfalls ernstlich Glauben schenken, wenn er sich der Inquisition erinnert?“ Wenn Simone Weil bis zum Ende ihres Lebens außerhalb der Kirche blieb, so war das kein Zögern einer mit sich selbst uneinigen Intellektuellen, sondern bewußtes Opfer, ein geistlicher Hungerstreik, wie ihn ähnlich Gandhi unternahm, als er seine Kirche zwang, die jahrtausendealte Deklassierung der Parias aufzugeben. Simone Weil hungerte nach dem Sakrament, sie versagte sich die Erfüllung, um die Augen der Kirche auf alle jene zu lenken, die nicht aus Glaubensgründen, sondern aus sozialen und intellektuellen Gewissensgründen außen stehen, um vor allem „dem furchtbaren Gebrauch der Worte ‚anathema sit‘“ entgegenzuwirken. Sie wollte das Christentum neu inkarniert sehen in einer vom äußerlichen Ballast früherer Jahrhunderte gereinigten Kirche, die durch geistige Weite und Aufgeschlossenheit gegenüber allen Nöten der Gegenwart wahrhaft fähig würde, die geistliche Heimat der Menschheit zu werden. „Die Kirche verteidigt heute die Sache . . . des Individuums gegen die kollektive Unterdrückung, die der Gedankenfreiheit gegen die Tyrannei. Doch sind dies Anliegen, deren sich gerne diejenigen annehmen, die im Augenblick nicht die Stärkeren sind. Das ist ihr einziges Mittel, eines Tages vielleicht wieder die Stärkeren zu werden. Das ist wohlbekannt.“ Man kann diese Frau als „Ketzerin“ abtun. Aber es könnte sich zeigen, daß man kirchlicherseits damit eine ungeheure Chance verspielte und einen ähnlich katastrophalen Fehler beginge wie zur Zeit der Reformation.



**Liberalen im Kalten Krieg** Welches sind die Waffen und Kräfte einer „inneren“, geistigen Auseinandersetzung mit Moskau? Neben der Kraft der Unterscheidung der Geister vor allem die Gewißheit der eigenen Position. Es ist doch z. B. nicht mehr an dem, daß das Ost-West-Problem auf die simple Formel einer Alternative zwischen christlichem und außer- oder gegenchristlichem Leben reduziert werden könnte. Geschichtlich gesehen, ist zwar der „Westen“ entscheidend durch die westliche Art des Christseins geformt. Aber er lebt längst nicht mehr in geschlossener Gläubigkeit: Die geistige Luft im „Westen“ ist eher eine vorwiegend nachchristliche.

Es ist sicher, daß unter den „Strömungen“ dieser Luft des Westens das liberal-humanistische Gedankengut einen besonders breiten Raum bestreicht. Und nicht ohne schwere Sorgen kann beobachtet werden, daß eben dieser Raum ein entscheidend wichtiges Bewährungs- und Bewahrungsfeld sowohl der Unterscheidungskraft wie der geistigen Klarheit über den eigenen Standort ist. Da kommt ein Sammelwerk zur rechten Zeit, das geeignet sein mag, Sorgen in die positivere Richtung tätiger Hoffnungen zu lenken: Die namhaftesten „Liberalen“ Europas haben sich zusammengetan und im Eugen Rentsch-Verlag, Zürich, den Band *„Die freie Welt im Kalten Krieg“* herausgebracht (276 S. DM 14,80). Die Bedeutung dieser repräsentativen, unter einem Geleitwort von A. Hunold herausgegebenen Beiträge, rechtfertigt den Versuch, einige ihrer Gedankengänge kurz zu referieren.

Der Aufsatz von H. Barth „Die Religion des Totalitarismus“ legt dar, wie die rationale Wissenschaftsgläubigkeit der Aufklärung (über deren „westchristliche“ Ursprünge im Hochmittelalter längst eine eigene zusammenfassende Studie fällig wäre!) politisch zur ersten wirklich grundstürzenden Revolution führte: der französischen, die dem ancien régime das Ende bereitete, damit auch der Königs- und Adelszeit überhaupt. Geistig führte sie zum Glauben an die totale Beherrschbarkeit der Natur: Die Schöpfung scheint der Verfügung des Menschen lückenlos anheimgegeben — und damit wird auch letztlich der Mensch selbst Objekt einer lückenlos verfügenden Herrengewalt, ja er droht, „machbar“ zu werden im Sinne einer vollkommenen, keinen Lebensbezirk aussparenden Lenkung seitens der allwissenden staatlichen Potentaten. Aus dem Glauben des Alles-machen-könnens des Menschen stammt der Status des modernen Untertan-Sklaven.

Stehen wir so in einer unentrinnbar determinierten Entwicklung, in einer „Zwangsläufigkeit“ zur Unfreiheit? Nach H. Kohn „Ist die freie Welt im Niedergang?“ ist die rationale Mitgift des „Westens“, die Fähigkeit zu vernunftgemäßer Ordnung, aber noch längst nicht voll entwickelt. Der Marxsche Chiasmus, diese Säkularisation einer echten Eschatologie zu einer „wissenschaftlich“ begründeten Sozial-Utopie, ist im Grunde antirationale, schlechte Religiosität. Sie betrügt den Menschen um die ihm wesentliche innerste Freiheit: die des Denkens und des denkenden Gestaltens. Damit ist aber — und

das macht der glänzende Beitrag des B. Croce-Schülers C. Antoni über „Die unteilbare Freiheit“ deutlich — Freiheit selbst auf Ordnung hin angelegt. Wirklich „liberales“, dem Geheiß der Vernunft gehorsames Denken, erfaßt die alte Wahrheit, daß beziehungslose Freiheit Anarchie wäre (rechtsgeschichtlich gesprochen: „Vogel-Freiheit“). Das heißt aber auch, daß Freiheit-zur-Ordnung nur in bestimmten, nicht in beliebigen und nur formalen Ordnungen zu bestehen vermag: politischen, geistigen wie wirtschaftlichen Ordnungen, die den personalen Kern und Sinn des Mensch-seins nicht nur nicht verletzen, sondern als ein „noli me tangere“ achten, ihm dienen.

A. Rüstow („Wie kann die freie Welt den Kalten Krieg gewinnen?“) verweist auf die sozialen Grundstrukturen der Familie und religiösen wie geistigen Gemeinschaften, mit deren Auflösung auch die personale Freiheit in Unordnung verfiere. Darum muß in ihnen, in einem neuen sozialpolitischen Ernstnehmen der Lebensganzheit („Vitalpolitik“), die Idee der Freiheit sich sichtbar darstellen. Nur so könnte — im Sinne von S. de Madariaga („Die Parteien des Kalten Krieges“) — sich eine echte geistige Offensive entwickeln, die den „Westen“ nicht mehr nur in Reaktion beließe, sondern zur Aktion befreie. Allein ordnendes Handeln, nicht nur zögerndes Antworten auf Invektiven (oder auch Infiltrationen!) des „Ostens“, vermöchte den Sog der Glaubhaftigkeit zu entwickeln, der allein eine Befreiungspolitik tragen und zum Erfolg führen kann. Die Selbstachtung des „Westens“ ist angesprochen: W. Röpke („Gegenhaltung und Gegengesinnung der freien Welt“) weist auf die groteske Tatsache hin, daß die UdSSR sich im diplomatischen Verkehr als „Staat“ gibt und zugleich grundsätzlich in ihrem politischen Bereich Recht und Freiheit, die Angelpunkte jeglicher Staatlichkeit, ausgetilgt hat. Kann aber die Achtung dieses „Para-Staates“ als Staat die westliche politisch-diplomatische Methode nicht unglaublich machen? Die alte Frage ist hier für den Bereich des diplomatischen Verkehrs wieder gestellt: Kann sich auf Freiheitsrechte berufen, wer Freiheit als verpflichtende Norm nicht achtet? Es scheint an der Zeit, daß normgebundene Freiheit endlich die ihrer Würde gemäße Selbstdarstellung entwickle. Aus ihr allein kann jene überzeugende Werbekraft hervorgehen, zu der der „Westen“ innerlich auch fähig ist, und mit der er die Phase des „Koexistenz-Krieges“ heil durchstehen wird.

. . . zu der der „Westen“ auch fähig ist: Darin darf füglich die zeugnissgebende Kraft und Bedeutung dieses Bandes (zu dem auch noch Köpfe wie R. Aron, A. Montgomery u. a. beitrugen) gesehen werden, daß ein mit Vernunft gepaartes, aus der Freiheit und für sie lebendes Denken ordnende Kräfte zu entbinden vermag. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses wichtige und kräftigende Buch in Deutschland in einer wohlfeilen Sonderausgabe verbreitet würde: bei Schulen und Universitäten, bei Unternehmerverbänden wie Gewerkschaften, in Werkbüchereien und Volksbibliotheken. Videant consules!

### Wohin Israel?

Für die arabischen Staaten ist vor allem wichtig zu wissen, ob Israel sich als ein Nahoststaat unter anderen bescheiden, oder ob zionistischer Missionareifer die Politiker dieses Landes dazu verführen wird, Anspruch und Grenzen zu erweitern. Das erklärt eine Broschüre, die

Dr. Elmer Berger nach einer ausgedehnten Orientreise im vergangenen Herbst veröffentlicht hat. Berger ist Executive Director des „American Council for Judaism“ in New York. Der Council weist die Darstellung „Israels als der Heimat aller Juden“ zurück und tritt energisch dafür ein, Nationalität und Religion zu trennen: „Unsere Nationalität ist amerikanisch, unser Glaube jüdisch, unser Heimatland sind die USA.“ Die große universale Tradition des Judentums läßt nach seiner Auffassung keine andere als die Integration in verschiedenen Nationalitäten zu.

Die Furcht vor einer israelischen Expansion gründet sich, nach dem Report Bergers, einmal darauf, daß ein führender israelischer General selbst geäußert hat, die Sicherheit des Landes sei in seiner gegenwärtigen Position nicht gewährleistet. Zum anderen aber verweist man sowohl in Kairo, wie in Jerusalem, in Damaskus wie in Beirut und Bagdad auf prinzipiellere Schwierigkeiten hin: Hat man es mit den Juden Palästinas, mit dem Staat Israel oder mit den jüdischen Gläubigen in aller Welt zu tun: Die Vergangenheit habe gezeigt, meint ein ägyptischer Sprecher, daß jede Abmachung mit der Mandatsmacht oder mit den Juden Palästinas durch zionistischen Einfluß in fremden Hauptstädten geändert worden sei. Die Klage über „Zionist pressures in London or Washington“ ist umso heftiger, als diese Einflüsse nicht faßbar sind. Maßgebende Juden in den arabischen Staaten teilen das Mißtrauen ihrer moslemischen oder christlichen Landsleute gegen die Politik der Großmächte in dieser Frage. Sie haben es überdies nicht immer leicht, den recht handgreiflichen Aufforderungen zur „Heimkehr nach Israel“ zu widerstehen. Das wird besonders in einem Brief Bergers aus dem Iraq deutlich: Während die Zurückgebliebenen an dem offenbaren Aufschwung dieses Landes teilhaben, fühlen sich viele der Ausgewanderten infolge ihres geringeren Zivilisationsgrades in Israel von den dortigen europäischen Einwanderern zurückgesetzt. Das heißt aber auch, daß ihre Rückständigkeit den technisch-soziologischen Vorsprung Israels gegenüber den anderen arabischen Staaten verringert.

Die Auswahl der neuen Staatsbürger nach dem Glauben hat auf der anderen Seite das Flüchtlingselend heraufbeschworen, das mit arabischen Mitteln allein nicht zu bannen ist. Berger sieht die Haltung Ägyptens in der Gaza-Affaire unter anderem dadurch beeinflußt. Er glaubt nicht, daß Ägypten den Streifen will, aber es kann sich nicht leisten, die 200 000 Vertriebenen dort aufzunehmen. — Ein Gesichtspunkt, der gewiß manches für sich hat. Ähnlich steht es aber in den anderen Ländern auch.

Nun kann man freilich nicht erwarten, daß Israel die Moslem wieder hineinläßt, obwohl es das Menschlichste wäre; aber man sieht auch nicht, wie es den Druck aushalten soll, den die durch diese unassimilierbaren Massen bedrohten Nachbarn nolens volens ausüben. 900 000 Menschen unterzubringen ist kein Pappenstiel. Der Westen wird nicht umhin können, ihnen bei ihrer Entwicklung zu helfen. Mag sein, daß dadurch manches Elend gelindert, mancher Arbeitsplatz verfügbar wird. Aber je mehr Israels Nachbarn der industriellen Gesellschaft erschlossen werden, desto weniger wird ihre Bevölkerung begreifen, wie sie die Forderung „Ein Bekenntnis — ein Staat!“ mit den Grundrechten vereinbaren soll, die zu dieser Gesellschaft gehören.



## **Gesundheitsausweis vorzeigen!**

In dem Erfrischungsraum eines westdeutschen Warenhauses serviert eine Frau, deren Mann offene Tuberkulose hat. Sie und ihre Kinder tragen offensichtlich die Anzeichen dieser Seuche. Wieviel tausende Serviererinnen, Verkäufer, Ladenmädchen, Verpackerinnen und Inhaber von Kolonialwarengeschäften zeitweise oder chronisch an ansteckenden Krankheiten leiden, läßt sich in unserer Bundesrepublik nicht feststellen. Wieviel tausend Konsumenten in den Erfrischungsräumen der Warenhäuser, Cafés, Restaurants und Hotels durch eine ungenügende staatliche Kontrolle direkt durch Angestellte angesteckt wurden und werden, ist ebensowenig festzustellen. Bisher haben es die Abgeordneten und Staatsorgane unterlassen, entsprechende Hygiene- und Gesundheits-Schutzgesetze zu schaffen, die von den Inhabern und Angestellten der Gastwirtschaften, der Cafés, der Eisdiele und Lebensmittelbetriebe einen Gesundheitsausweis fordern.

In den Ländern mit fortschrittlichen, vorbeugenden Hygienegesetzen, wie z. B. Uruguay, kann niemand ein Lebensmittelgeschäft, eine Nahrungsmittelfabrik, eine Schankbude oder einen Bäckerladen eröffnen und Angestellte einstellen, ohne für sich und seine Angestellten entsprechende amtliche Gesundheitsatteste vorzuweisen. Inspektoren der Gesundheitspolizei prüfen unausgesetzt die Angestellten wie die Inhaber der Restaurantbetriebe, ob sie im Besitz eines gültigen Gesundheitsausweises sind. Gültig ist ein Gesundheitsausweis nur, wenn der Eigentümer sich alle sechs Monate von einem Amtsarzt untersuchen läßt. Bei plötzlich auftretenden grassierenden Krankheiten müssen die Angehörigen der Berufe, welche die Allgemeinheit am leichtesten gefährden können, ihren Gesundheitsausweis sofort erneuern lassen. Unternehmer, die gegen diese Hygienegesetze verstoßen, werden drei Mal mit einer sich steigenden Strafe belegt, beim vierten Male wird ihnen die Lizenz zur Führung eines Unternehmens der Lebensmittelbranche entzogen. Angestellte, die gegen die Hygienegesetze verstoßen, werden in gleicher Weise mit Geldbußen bestraft.

Die Einführung eines Gesundheitsausweises hat sich als beste Vorbeugung gegen jede Art von ansteckenden Krankheiten und Seuchenherden aller Art bewährt. Der Unternehmer, der Interesse daran hat, nicht nur fähige, sondern auch gesunde Mitarbeiter zu gewinnen, findet heute den Gesundheitsausweis für so selbstverständlich wie den Personalausweis.

Ist in Uruguay ein Verkäufer oder ein Hotelbesitzer von einer Hautkrankheit befallen oder einer anderen nichtfestzustellenden Krankheit, so ist er verpflichtet, zum Gesundheitsamt zu gehen, und darf erst nach Behandlung und Gesundheitschreibung beruflich tätig sein. Unterläßt er eine Meldung, verstößt er gegen die notwendige Sauberkeit seines Betriebes und der Geräte, so kann der Gesundheitsinspektor, der mehrmals im Jahr jeden Milchladen, Lebensmittelbetrieb und jedes Hotel aufsucht und kontrolliert, den Betrieb sofort polizeilich schließen lassen, wenn er eine Allgemeingefahr befürchten muß. Erst das Gericht kann die polizeiliche Schließung aufheben. Alle Unkosten, die verursacht werden, muß derjenige tragen, der sich gegen die Hygienegesetze verging.

Durch diese strengen Gesetze haben es die Länder, die einen Gesundheitsausweis einführten, erreicht, daß Lebensmittelvergiftungen, Verseuchung durch unsaubere Milchgefäße u. a. mehr, praktisch nicht mehr vorkamen, weil die

Überwachung durch die Gesundheitsinspektoren ständig und so streng gehandhabt wird, daß plötzliche Ansteckungsherde auf einzelne Fälle beschränkt blieben, da zugleich das Publikum aufpaßte und auf strikte Einhaltung der vorbeugenden Hygienegesetze in seiner nächsten Umgebung achtete.

### Vom bauhüttenbraunen Braunhüttenbauer

Das Jahr 55 scheint zu einer Zäsur in der politischen Entwicklung der Republik zu werden. Zurückschauend auf die ersten zehn Jahre deutscher Nachkriegspolitik stehen wir an der Schwelle einer ungewissen Zukunft, vor den Toren neuer Kasernenhöfe und den dräuenden Gewitterzeichen der Morgenröte einer neuen deutsch-völkischen Sammlung gegenüber. Die Demokraten sind müde geworden, im Lager der Antifaschisten herrschen Verbitterung und Resignation, und die Mitläufer von Gestern, kritiklos und autoritätshörig, schicken sich an, zu den Mitläufern von Morgen zu werden. Die Renazifizierung unseres öffentlichen Lebens begibt sich lautlos, widerspruchslos. Macht wird heute nicht mehr ergriffen, sie wird erschlichen. Gleichzeitig mit dieser Entwicklung vollzieht sich mehr oder weniger getarnt die Rückkehr der prominenten geistigen Wegbereiter des Faschismus. Von ersten Anfangserfolgen ermutigt, erheben sie ihre Stimmen jetzt zum gemeinsamen Chor. Sie gründen Grüppchen und Vereine, Kulturbünde und pseudophilosophische Zirkel und verkaufen ihre gefährlichen Narrheiten landauf, landab wie frische Brötchen. Sie drucken Rundbriefe und Broschüren, redigieren Zeitungen und Revuen, und niemand steht auf, ihnen die Verbreitung ihres giftigen Unflates zu wehren.

Auch Erwin Guido Kolbenheyer ist wieder zurückgekehrt. Der alte Mann, dem man noch einige beschauliche Jahre der Einkehr und Selbstbesinnung in ländlicher Zurückgezogenheit gegönnt hätte, scheint sich am Beispiel Hans Grimms, an den zweifelhaften Erfolgen Mathilde Ludendorffs und des Barden Herbert Böhme ereifert zu haben. Auch Kolbenheyer hat jetzt seine Freunde um sich versammelt. Das erste Heft ihrer Zeitschrift, die sie den „Bauhütten-Brief“ nennen, erschien kürzlich in Wolfratshausen bei München. Laut Impressum dient sie dem Bestreben, in der Zeit eines geistigen Umbruchs die Lebenshilfe der Dichtung und des Gedankenwertes E. G. Kolbenheyers zu erläutern und im deutschen Volke wirksam zu machen. Was es mit der sogenannten Bauhütten-Philosophie Kolbenheyers auf sich habe, erläutert dessen nimmermüder Reklamechef, der Literarhistoriker Franz Koch im ersten Heft der neuen Zeitschrift weitschweifig auf 16 Druckseiten. Gelehrig die wirre Diktion des Meisters kopierend kommt Prof. Koch zu einem höchst aufschlußreichen Resultat. Daß nämlich in der „biologischen Metaphysik“ Kolbenheyers jenseits von Zweck und Sinn zwei Wirkungsmächte seit Uranfang nebeneinander existieren: Der Anpassungstrieb und der Zerstörungstrieb. Letzterer aber wirke als Ferment, als Anreger sozusagen, der den arterhaltenden Anpassungstrieb beflügeln und befeuern. Somit kann — nach Kolbenheyer — der Zerstörungstrieb, das Böse, nicht mehr negativ bewertet werden. Es bekommt aus der Sicht der „biologischen Metaphysik“ vielmehr einen positiven Akzent. Der Rückschluß liegt auf der Hand, nämlich die hervorragende Eignung der als Philosophie ausgegebenen abstrusen Bauhütten-

Ideologie, die nationalsozialistische Politik in toto zu legalisieren. Folgerichtig dichtet denn auch Kolbenheyer in seinem „Bauhüttenbrief“ die neueste, an Borniertheit noch unübertroffene Version der Kriegsschuldlüge und schreibt: „Es hatte sich im deutschen Volke in der Tat nichts anderes ereignet als der letzte Schritt einer naturgerechten Entwicklung, der letzte einer nationalen Einung, der von anderen Nationen längst getan war. Um die imperialistische Staatsform, das koloniale Konglomerat, das bereits seine Zerfallserscheinungen zeigte, zu retten, den Traum einer Weltherrlichkeit, hat man nicht nur die nationale Einung des deutschen Volkes verhindert, die Bildung des letzten Nationkörpers der weißen Menschheit, man hat auch den Weg einer naturgerechten, bestandfähigen Integration der weißen Welt verlegt.“

Wenn man dann einige Zeilen später über die „biologischen Kernprobleme unserer Gegenwart“ Sätze liest wie diese: „Man ist genötigt einzugestehen, daß alle Kommunikationswege, deren sich die Weiterentwicklung des Kulturlebens im Volke bedienen muß, morgenthauisch besetzt und umgebildet worden sind . . . Die hirnpysiologische Bedeutung dieses Zustandes darf nicht unterschätzt werden . . .“, wenn man vom „erbbedingten, charakterellen Ethos des Volkes“ und von „geschlechterverwobenen Wuchseinheiten“ hört, von „hinreißendem Gefühlserlebnis der Blutesverhangenheit“ oder von „lebendiger Volkheit“, welche eine „biologische Wesenheit“ sei, dann wird die Geistesverwandtschaft Kolbenheyers mit Hans Grimm und die Identität ihrer Ziele vollends deutlich. Grimm propagiert sie in zynischer Offenheit, Kolbenheyer dagegen verbrämt sie ästhetisch und drapiert sie geschickt mit dem fadenscheinigen Mäntelchen einer naturwissenschaftlich vermenschten Pseudophilosophie. Im übrigen gleichen sich die beiden in ihrem senilen Starrsinn und ihrer sprachschöpferischen Verstiegenheit wie ein faules Ei dem anderen. Erwin Guido Kolbenheyer aber erfreut sich noch immer der Gunst eines gewissen Bundesministers und der Huldigungen der Vertriebenenverbände. Wie lange eigentlich noch?

#### Die Auflage der Zonenpresse

Im Laufe der letzten Zeit konnte die „Berliner Zeitung“ (BZ) aufgrund ihrer Fraktionsliaison die Auflage merklich (von 120 000 auf über 300 000) steigern, so daß sie heute, wie anlässlich der Feier ihres zehnjährigen Bestehens zu erfahren war, die auf-lagenhöchste Zeitung der DDR ist. Ansonsten veränderte sich die Ziffernpyramide im wesentlichen nicht. (Vergleiche DR 12/1955.) Die chronische Papierknappheit schiebt letztlich allen Ambitionen einen Riegel vor. Die pseudo-bürgerlichen Blätter kamen nicht über die alte, recht spärliche Auf-lagenhöhe von 625 000 (CDU 190 000, LDP 190 000, NDP 170 000 und DBD 75 000) hinaus. Setzt man noch die Auflage der sogenannten partei-ungebundenen Blätter und die der Massenorganisationen mit insgesamt 775 000 an (BZ 300 000, BZ am Abend 190 000, Tribüne 125 000 [bei einem Rückgang um rund die Hälfte] so wie Junge Welt 160 000), so ergibt sich mit Zu-verlässigkeit eine Gesamtauflage der Zonenpresse von 3,5 Millionen Exem-



plaren, wobei „Nowa Doba“ wegen Auflagen-Geringfügigkeit nicht mitgerechnet ist.

Mehr als im wirtschaftlichen, zeichneten sich seit 1952 im politisch-personellen Bereich Neuerungen ab, die aber nicht etwa eine Besinnung auf das eigentliche und natürliche Anliegen der Presse, die freie Meinungsbildung, ankündigten, sondern sich recht bald als nur formelle Erleichterungen, als vom System auf Zeit kredenzte Konzessionen entpuppen sollten. Vorerst wurde einmal am 1. Januar 1953 das kostspielige und allseits unbeliebte „Amt für Information“ (AfI) zusammen mit Chef Gerhart Eisler vom Abgrund parteipolitischer Umschichtungen verschlungen. Film und Funk erhielten eigene „Betreuungsinstanzen“, das ersatzweise gegründete „Presseamt beim Ministerpräsidenten“ unter Leitung des bürokratisch-farblosen, jedoch linientreuen Fritz Beyling übernahm die Lizenz- und Papierverteilung und damit die verwaltungsmäßige Aufsicht über die Zeitungen, und vier Monate später bekam ADN, das einzige Nachrichtenbüro in der SBZ, den offiziellen Status eines Staatsbetriebes; die GmbH-Tarnung verschwand.

Die Legislative in allen Fragen blieb bei der Presseabteilung des Zentralkomitees der SED (ZK), die heute dem einstigen AfI-Manager Albert Norden untersteht. Die während der Turbulenz des Sommers 1953 von dort ausgesandten politischen Stromstöße waren schwach und beispielsweise fast ohne Einwirkung auf die internen Vorgänge im Zentralorgan „Neues Deutschland“, dessen Chefredaktion kurz hintereinander zweimal umbesetzt wurde: Rudolf Herrnstadt mußte bekanntlich im Zuge der Zaisser-Krise gehen, sein Nachfolger Friedrich hielt sich nicht, und von dem jetzigen Chef Stiebi weiß man nicht, wie lange er bleiben und den in die klassischen Sparten „Propaganda, Parteileben, Redaktionssekretariat“ gegliederten Stab führen kann.

Ulbricht selbst war es, der — gemäß den Richtlinien des „Neuen Kurses“ — auf der 15. Tagung des ZK am 26. Juli des gleichen Jahres eine „Auflockerung der Zeitungen durch Kurzgeschichten und Humor“ forderte. Dasselbe wiederholte, jedoch fachmännischer und detaillierter, Fred Oelßner in seiner ZK-Rede Ende 1953. Die Folge davon war, daß das Unterhaltungsblatt „Wochenpost“, ferner ein lieblich mit Nuditäten gespicktes „Magazin“ unter Hilde Eislers Regie, sowie Bildbeilagen für einzelne Tageszeitungen und anderes mehr ins Leben gerufen wurden. Den Sport-, Lokal- und Feuilletonredakteuren ließ man freiere Hand. Die Ostberliner Chefredakteure mußten nicht mehr täglich beim ZK zum Befehlsempfang antreten.

Nach und nach sollte die gewonnene äußere Beweglichkeit von der Orthodoxie des Parteiprogramms wieder eingeengt werden. In vielem hatten nach Ansicht der ZK-Bürokratie die Zeitungen die Staatsräson mißachtet, namentlich in Bezug auf die Einhaltung der „Perspektivpläne“, der auf lange Sicht gegebenen Artikel-Direktiven, und die Ausbildung des Nachwuchses. So fiel endlich auch dem sonst zu einem Schattendasein verurteilten Presseverband eine Aufgabe zu: er mußte stark politisch grundierte Examina für angehende Redakteure einführen. Auf Universitätsebene wandelte schließlich das ZK das Institut für Publizistik in Leipzig in eine Fakultät für Journalistik, eine straff organisierte Kaderschmiede und Gesinnungsmühle, um. — Ist nicht der weitere Weg der „Presse neuen Typus“ eindeutig festgelegt?

**Friedrich Bischoff**  
**60 Jahre**

Der Intendant des Südwestfunks, Professor Friedrich Bischoff, vollendet am 26. 1. 1956 sein 60. Lebensjahr.

Geboren ist er in dem alten schlesischen Städtchen Neumarkt. Die Herkunft aus einer alten schlesischen Familie und das Aufwachsen im schlesischen Land haben seine menschliche wie dichterische Persönlichkeit geprägt. Zum dichterischen Schaffen trieb es ihn schon früh, aber er verstand es, auf ein Reifen zu warten. Er erkannte, daß die unermüdliche Arbeit am Werk nahezu die gleiche Bedeutung hat wie der schöpferische Gedanke. 1935 erschien sein Roman „Die goldenen Schlösser“, 1937 „Der Wassermann“. Beides Kunstwerke, die aus einer inneren Notwendigkeit heraus geschrieben werden mußten. Sie sind echte Dichtung, beide im geheimnisvollen Land Schlesien verhaftet und beide ohne Schlesien nicht denkbar. Friedrich Bischoffs Schaffen beherrscht der unverrückbare Glaube an die Seele mit ihren geheimen, ihren erlösenden, ihren zerstörerischen und unheimlichen Kräften. Er weiß um das Zwischenreich, und seine Dichtung erinnert in manchen Zügen an Jakob Böhme und Angelus Silesius. Seiner Heimat, ihren Wäldern und ihren Bergen hat er liebend ihr Geheimnis abgelauscht. Immer wieder kehrt er zu schlesischen Stoffen zurück, so zuletzt in „Rübezahls Grab“. Auch in „Himmel und Hölle“, 1938 erschienen, hat er schlesische Geschichten gesammelt und das Geheimnis Schlesien immer wieder abgehandelt. In seinen Romanen wie in seiner Lyrik ist das ruhelose Heimweh zu spüren, das jeden begleitet, der fern von der Heimat leben muß. Gestärkt ist dieses Heimweh sicherlich durch die Tatsache, daß ja auch Schlesien vorerst verlorene Heimat ist.

Von seinen Gedichten sind vor allen der „Schlesische Psalter“, erschienen 1936, und „Das Füllhorn“, erschienen 1939, bekannt und geliebt geworden. In seiner empfundenen Lyrik verfügt er über eine große Skala zarter und starker Töne und zeigt sich als Meister jeder Form.

Seine Heimat und zu gleicher Zeit dem damals neuen Instrument des Rundfunks diente er als Intendant der Schlesischen Funkstunde und ist wohl heute der deutsche Intendant, der über die längste Erfahrung in seinem Fachgebiet verfügt. Ein Mann wie Bischoff mußte damit rechnen, daß die Nationalsozialisten ihn gleich nach der sogenannten Machtübernahme absetzen und verhaften würden. Monatelang war er in Haft und blieb auch ein Verfolgter, obwohl er sich in die stille Stube eines großen Verlages hatte zurückziehen können. Seine lebendige Persönlichkeit und sein Ideenreichtum befähigen ihn, der drahtlosen Wortsendung und nun auch dem Fernsehen alle Möglichkeiten auch in kühnen Versuchen abzugewinnen. Mit den Wünschen vieler Freunde von Friedrich Bischoff vereinen sich auch die unsern für ein weiterhin fruchtbares Leben und Schaffen.

**Lionel Curtis †**

Wie wenig es heute noch die europäische Gelehrtenrepublik im Sinne etwa des 18. Jahrhunderts gibt, beweist wieder einmal das Echo, welches der Tod von Lionel Curtis beispielsweise in der Bundesrepublik nicht gefunden hat. Für die meisten Deutschen, auch soweit sie sich im Stile unserer Groß- und Urgroßväter „den gebildeten Ständen“ zurechnen, bedeutet dieser Name überhaupt nichts. Natürlich werden die Staatswissenschaftler und teilweise auch die Anglisten ungefähr wissen, wer

der jetzt als Dreiundachtzigjähriger gestorbene Mann gewesen ist. Aber im allgemeinen weiß man eben nicht, daß dieser Staatsphilosoph zugleich ein praktischer Politiker von ganz ungewöhnlicher Wirkung gewesen ist, so daß die neueste Ausgabe des „Großen Brockhaus“ mit vollem Recht von ihm schreibt: „Übte als Berater von Lord Milner, Lloyd George, Balfour und andern britischen Staatsmännern einen größeren Einfluß als irgendeine andere Persönlichkeit auf die Ausgestaltung des britischen Reiches aus“. Dieser Satz soll hier nur kurz interpretiert werden. Curtis gehörte jener längst historisch gewordenen Gruppe von damals sehr jungen Politikern an, die in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts den Gouverneur der Kapkolonie Sir Arthur (später Lord) Milner berieten und den Spitznamen „Milners Kindergarten“ bekamen. Neben Curtis gehörten dazu Geoffrey Dawson (später Herausgeber der Times), Philipp Kerr (später als Lord Lothian Botschafter in Washington), Patrick Duncan (später Generalgouverneur in Südafrika) und John Buchan (später als Lord Tweedsmuir Generalgouverneur in Kanada). Geistiger Mittelpunkt dieser bemerkenswerten Schar war Lionel Curtis, von dessen Hand die Verfassung der Südafrikanischen Union stammt, der während des Ersten Weltkrieges die entscheidende Wandlung im indischen Verfassungsleben herbeiführen half und 1921 als Sekretär der britisch-irischen Konferenz die Lösung dieses dornenreichen Problems maßgeblich mitgeschaffen hat. Dazu stammt von ihm die Bezeichnung British Commonwealth of Nations, wie er auch dessen Verfassung, das Statut von Westminster, formuliert hat. Zudem war er, in seinem Lande ein Kuriosum, ein entschiedener Föderalist, was auch in seinem Hauptwerk „Civitas Dei“ Ausdruck findet. Schließlich ist er der Gründer des heute weltberühmten Chatham House, des Königlichen Instituts für internationale Politik, dessen geistige und politische Wirkung kaum überschätzt werden kann.

Es lohnt sich also schon, Lionel Curtis zu studieren und sich über sein Leben und Wirken gründlicher zu unterrichten, als das hier geschehen kann. Dieser Nachruf auf einen großen Zeitgenossen würde aber der Erscheinung des ungewöhnlichen Mannes nicht gerecht, wenn nicht an seiner Gestalt wenigstens flüchtig auf die ideale Verbindung hingewiesen würde, die in England zwischen Studierstube und Politik möglich ist, während sie bei uns fast immer ausgeschlossen erscheint. Bei uns ist ein Professor einer geisteswissenschaftlichen Disziplin von der Teilnahme an der Tagespolitik nicht nur nach Meinung der meisten Deutschen, sondern, was viel bedenklicher ist, auch nach seiner eigenen Auffassung gewöhnlich ausgeschlossen. Da spielen Vorstellungen wie „Politik ein schmutziges Geschäft“ und dergleichen hinein. Man schreibt wohl kluge Bücher, die möglicherweise indirekten Einfluß üben, aber wirklich *medias in res* zu gehen, ist bei uns so sehr die Ausnahme wie es in England die Regel ist. Das All Souls College in Oxford ist nicht nur die geistige Nährmutter von „Milners Kindergarten“ gewesen, sondern für diesen Kreis von Politikern, die sich in der Zeitschrift „Round Table“ ein bedeutendes Organ schufen, bis ins hohe Alter Zuflucht und Kraftquell geblieben. Allein schon aus diesem Grunde hätten wir die Pflicht, uns mit Leben und Wirken eines Mannes wie Lionel Curtis eingehend zu beschäftigen.



## Expressionisten

W. Sternfeld, London: Johannes R. Becher macht folgende mir interessant erscheinende Bemerkung, die man aus sachlichen Gründen publizieren sollte, zu meiner Glosse „Die Expressionisten“ (DR, 10/1955. S. 1099):

„... Mit Interesse habe ich Ihre Glosse „Die Expressionisten“ gelesen, wobei ich allerdings bedaure, daß auch Ihnen einige Erscheinungen entgangen sind, die unbedingt in diese Anthologie hineingehörten, wenn man sich nicht des Vorwurfs der böswilligen Auslassung bzw. der Fälschung aussetzen will. Es handelt sich

1. um Frau Emmy Hennings-Ball, ohne die besonders der Anfang der expressionistischen Bewegung (van Hoddis etc.) überhaupt nicht denkbar ist,
2. hätte noch hinein gehört Hugo Ball, der das expressionistische Wagnis allerdings später mit Richard Huelsenbeck in den Dadaismus umleitete...

Der von Ihnen genannte und auch von mir sehr verehrte und geliebte Karl Theodor Bluth gehört meines Erachtens nicht in die Sammlung, da er schon eine nachexpressionistische Erscheinung war.

Wenn schon Schwitters, dann allerdings auch Stramm, wobei mir im übrigen problematisch bleibt, was Werfel, Oskar Loerke, Georg Heym, Klabund, Ernst Stadler und Georg Trakl mit dem Expressionismus gemein hätten. Nun, darüber ist ja noch nicht das letzte Wort gesprochen. Wir müssen eben unternehmen, alles und jedes wieder neu zu entdecken, vor allem richtigzustellen.“

### EINSAM KÄMPFEN UNSRE BRÜDER

Aus der Heimat kommen Stimmen,  
Wirre, müde ungelöste,  
Die zum Lichte aufwärts glimmen  
Daß ein Gott die blinden tröste, —  
Schreie, die im Dunkel schwimmen,  
Hoffnungslose, unerlöste.

Und wie Treppen aufwärts steigen  
Rufe: zorn- und qualverzernte,  
Und dazwischen: leeres Schweigen,  
Wo die Furcht den Mund verspernte.  
Doch wir wollen tief uns neigen,  
Wenn auch Angst den Ruf verzernte.

Denn das Leiden unsrer Brüder  
Ist unendlich wie die Nacht.  
Wir, zerbrochener und müder,  
Haben nur geweint, gelacht, —  
Einsam kämpfen unsre Brüder,  
Niemand sagt: es ist vollbracht.

Niemand sagt: hier ist das Ende  
Aller Not und aller Leiden.  
Nichts enthalten mehr die Hände.  
Was da wert war, mußte scheiden.  
Heimat: fernes Traumgelände! —  
Heimat: Wirklichkeit im Leiden! —

Klar die Wirklichkeit zu schauen:  
Folterlager, Zuchthaus-Zellen,  
Männer, Knaben, Mädchen, Frauen,  
Die den Blick nach innen stellen,  
Augen: ausgebrannt von Grauen, —  
Muß die Mord-Nacht jäh erhellen.

Ewig strahlt das große Leiden,  
Das die Brüder dunkel tragen.  
Was sie auszusprechen meiden,  
Wir sind da, um es zu sagen,  
Sind das Wort für ihre Leiden,  
Sind die Stimme ihrer Klagen.

David Luschnat

## Blutrache

### Erzählung

Unter den Deutschen, die zu zarischen Zeiten in verschiedenen Gegenden des russischen Reiches siedelten, erfreuten sich die im Kaukasus eines besonderen Ansehens. Der Abstammung nach gehörten sie größtenteils zum tüchtigen Stamme der Schwaben. Als Landbauer oder Winzer hingekommen, brachten sie es bald zu Wohlstand, und da sie kinderreich waren, widmeten sich manche ihrer Söhne anderen Berufen als den väterlichen und gelangten so zu geachteten, ja einflußreichen Stellungen.

So hatte sich der junge Peter Stahlschmid nach Besuch des Gymnasiums für das Bankfach entschieden. Er erhielt seine Ausbildung in der damaligen Reichshauptstadt St. Petersburg, vervollständigte seine Kenntnisse in England, kehrte zurück nach der Heimat und gründete nach einer Weile in Tiflis eine Bank. Vor dem Bolschewismus, der das Eigentum auflöste und die Besitzenden ausrottete, flüchteten auch, soweit sie es vermochten, die kaukasischen Deutschen: die meisten auf allerlei Umwegen nach Westeuropa, andere über das wilde Grenzgebirge in das benachbarte Persien. Dieses tat Peter Stahlschmid. Den Strapazen der Flucht erlag seine Frau; die treue Fürsorge des russischen Kindermädchens rettete ihm sein vierjähriges einziges Kind, das Töchterchen Sonja. Zu dritt gelangten sie nach Teheran.

Obwohl die Deutschen damals allenthalben verfemt waren, rechnete man Peter Stahlschmid die deutsche Abstammung nicht zu. Sein Paß erwies ihn als russischen Staatsangehörigen, Russisch war für ihn gleich einer Muttersprache; er galt für einen russischen Emigranten, der er tatsächlich auch war, und so kam es, daß er in der Teheraner Filiale einer englischen Bank Anstellung fand. Er rückte dank Erfahrung und Tüchtigkeit in leitende Stellungen auf und konnte auf Grund des Vertrauens, das reiche Kunden ihm entgegenbrachten, nach einigen Jahren seine Tifliser Bank in Teheran wiedereröffnen. So war er denn wieder Herr im eigenen Hause; namentlich empfand er es als Lust, daß er sich nach eigenem Gutdünken Untergebene aussuchen konnte; dabei bewirkte sein sicherer Blick, daß er sich fast niemals in Neuangestellten täuschte.

Er leitete nun schon eine Weile seine Bank, sein Haar war ergraut und seine Tochter zu einem aufgeweckten Backfisch herangewachsen, als ein junger Kaukasier aus einer mohammedanischen Fürstenfamilie sich bei ihm melden ließ und ihn um Anstellung bat. Zwischen den Deutschen des Kaukasus und den dortigen einheimischen Herren waren die Beziehungen stets gut gewesen; man hatte sich gegenseitig geachtet und sich einig gefühlt gegenüber der Willkür zarischer Beamter. Peter Stahlschmid wußte sofort, wen er vor sich hatte; die Großeltern des jungen Für-

sten waren mit seinen Eltern bekannt gewesen; er vermutete, daß seines Besuchers Vater, der alte Mirwan-Beg, der es trotz seines Islams zum zarischen General und Adjutanten gebracht hatte, 1918 gleichfalls ausgewandert war, und erfuhr nun vom Sohne, daß er sich nach dem Westen gewendet hatte. Der junge Mirwan indessen, der auf der Flucht noch ein halbwüchsiger Bursch gewesen war, wies zur Rechtfertigung seiner Bitte dem Bankdirektor nach, daß er mit einer volkswirtschaftlichen Abhandlung die Doktorwürde in Heidelberg erworben hatte, und zwar nach harten, entbehrungsreichen Jahren, in denen er mit seiner Hände Arbeit das Geld zum Studium hatte verdienen müssen; er wies auch nach durch Zeugnisse mehrerer Banken, daß er über fachmännische Kenntnisse verfügte. Und alles das, dazu die vortreffliche Kinderstube und das freie, männliche Wesen des dunkelfarbigen, adlernasigen, schlanken jungen Herrn bestimmte den Direktor, dem Bittsteller zu willfahren. Stahlschmid fühlte sich in seine Jugend zurückversetzt, als er diese heimatliche Erscheinung vor sich hatte. „Wie gut müßte der junge Mirwan erst aussehen in seiner Landestracht“, sagte er sich: „Doch ist er auch so ein vollendeter Kavalier. Er wird sich bewähren.“ Er lud ihn schon zum selben Abend auf eine Teegesellschaft ein, die gerade bei ihm stattfand und auf der seine Tochter den Gästen Getränk und Leckereien umherreichte; Mirwan ward ihr und allen Anwesenden vorgestellt.

In der Tat bewährte sich der durchlauchtige Heidelberger Doktor Mirwan-Beg. Vor seinen meist russischen Mitarbeitern zeichnete er sich nicht nur dadurch aus, daß er als strenger Moslem weder trank noch spielte, sondern auch, daß er mit einer schier deutschen und fast sturen Genauigkeit und Pflichtbesessenheit seine Arbeiten erledigte. Ihm ging ganz jene vielbesprochene „breite“ Natur der Russen ab, die so gern sich Launen hingibt und in liebenswürdiger Weise fünf gerade sein läßt. „Wer so elegant und so hübsch ist,“ dachte Stahlschmid, „ist gewiß ein Herzensbrecher. Doch was gehen mich Liebeshändel von Untergebenen an?“ Mirwan wurde bald zum Vertrauensmann des Bankdirektors, zu seiner rechten Hand; nach kaum zwei Jahren erhielt er bereits Prokura. Da war er aber schon längst auch zum persönlichen Freunde des Stahlschmidischen Hauses geworden.

Stahlschmid sah gern Jugend um sich. Den Vorzug aber gab er Mirwan-Beg; er lud ihn häufig im kleinen Kreise oder auch allein zu Tische, wobei er jedesmal darauf achtete, daß nichts Schweinernes oder sonst den Moslim Verbotenes aufgetragen wurde. Doch verursachte das in einer Stadt mit islamischer Bevölkerung keine Schwierigkeiten; kein eingeborener Metzger oder Krämer hätte etwas Unreines verkauft; dergleichen fand man bei eingewanderten Europäern, die in der Regel auch nur Ausländer zu Kunden hatten. Stahlschmid brauchte seiner Tochter, die das Hauswesen leitete, nur zu sagen, es käme Mirwan-Beg oder sonst ein Mohammedaner zu Tische, dann wußte sie schon Bescheid und hütete sich, irgendwelche europäische Eßwaren einkaufen zu lassen, etwa Krebse, die ihr Vater so gern aß, seine Gäste aber für nichts in der Welt angerührt hätten.



Der Backfisch Sonja hatte sich im Laufe dieses Zeitabschnitts zu einem recht hübschen Fräulein entwickelt. Der vielbeschäftigte und gesellschaftlich vielbeanspruchte Vater hatte sich nur wenig mit ihrer Erziehung abgegeben. Seit der Tod der russischen Kinderfrau sie von deren gutgemeinter, doch manchmal lästiger Bevormundung befreit hatte, wuchs sie auf, ohne daß jemand — auch nicht der Vater — viel auf sie eingeredet hätte, ja auch so, daß der Vater nicht viel von ihrem Innenleben wußte. Doch war er stolz auf sie, weil sie gut aussah und mit ihrem Blondhaar inmitten dieser dunklen Bevölkerung Aufsehen erregte. Es freute ihn, wenn er ihre leichten Bewegungen wahrnahm und den guten Geschmack, den sie in der Art, sich zu kleiden, zeigte, es freute ihn, wenn er ihre gesellschaftliche Gewandtheit beobachtete und ihre Gabe, eine lebhaft Unterhaltung anzuregen und fortzuführen. Wirklich langweilte man sich nie, wo sie zugegen war. Daß sie sich bisweilen eigensinnig zeigte, z. B., wenn sie sich einen Spazierritt vorgenommen hatte, auch bei schlechtestem Wetter auf der Ausführung des Unternehmens bestand, deuchte den Vater nur eine Kleinigkeit und war das einstweilen auch. In allen wichtigen Dingen waren Tochter und Vater stets einer Meinung gewesen. Stahlschmid hielt deshalb seine Tochter für höchst vernünftig und glaubte, mit Sonja ein Herz und eine Seele zu sein und daß sie kein Geheimnis vor ihm habe noch haben könne.

Sonja war eine leidenschaftliche Reiterin. Nun war es nicht ratsam, ein junges Mädchen allein durch die persische Landschaft streifen zu lassen; Mirwan war ihr ständiger Begleiter. Aus seinem Vaterhaus hatte Stahlschmid ein festes lutherisches Christentum schwäbischer Prägung übernommen. So hätte er, wie groß und echt auch seine Zarentreue gewesen war, es ungern gesehen, wenn seine Tochter einem Russen die Hand gereicht hätte; ein Russe hätte sich zur Ostkirche bekannt, und dieser gegenüber, nicht dem Russentum als solchem, hegte er ein unüber-



windliches Mißtrauen. Daß aber Sonja einem Bekenner des Islams, und wäre er noch so ehrenwert und bezaubernd, ihr Herz schenken könnte, war eine Vorstellung, die ihm so fern lag, daß er ebenso wenig darauf gekommen wäre wie eine regierende Fürstlichkeit von gestern darauf, die Prinzessin Tochter könnte in Liebe zu dem sie begleitenden Bereiter fallen. So galt ihm denn der Moslem für völlig ungefährlich, und er, der seiner Tochter

niemals erlaubt hätte, mit einem europäischen Herrn auch nur ein Minutchen unter vier Augen zusammenzuweilen, war froh, Sonja unter dem ritterlichen Schutze seines Günstlings zu wissen.

Doch hatte Sonja Stahlschmid außer der Liebhaberei des Reitens noch eine zweite: sie war eine eifrige Leserin, die dank ihrer Phantasie in den Geschichten, die die Bücher ihr erzählten, leidenschaftlich mitlebte. Die Leitung des an Dienstboten reichen Haushaltes ließ ihr Muße genug zum Lesen; sie beherrschte mehrere Sprachen und las daher durcheinander Dichtungen in ihnen allen. Doch schwebte ihr undeutlich aus Kinderzeiten die Erinnerung an das herrlich gelegene Tiflis vor; sie hörte ihren Vater mit Wärme von seiner freien Jugend im Kaukasus erzählen; das von Kindesbeinen an ihr geläufige Russisch ermöglichte ihr, sich gerade in die Werke zu vertiefen, die diese Sprache ihr bot, und, seit Mirwan ihr Vaterhaus betreten hatte, widmete sie sich hauptsächlich *den* russischen Dichtungen, die kaukasische Gegenstände verherrlichten, den romantischen Kaukasusepen von Lermontow und den Kaukasusschilderungen von Leo Tolstoi. Es wäre schwer zu sagen, ob der Eindruck, den Mirwans Erscheinung schon am ersten Abend auf das erwachende Mädchen machte, die Vorliebe für Kaukasisches in ihr erzeugt hatte, oder ob die Vorliebe für den Kaukasus, die bei ihr mit so vielen Dingen zusammenhing, die hohe Meinung erweckte, deren der junge Kaukasusfürst sich bei ihr immer mehr zu erfreuen begann.

So brach nun das dritte Jahr an, in welchem der Bankdirektor sich der treuen Hilfe seines kaukasischen Untergebenen freuen durfte. Da klopfte eines Morgens der Prokurist an Stahlschmids Bürotür. „Herr Stahlschmid“, redete er ihn mit ungewohnter Feierlichkeit an, „Sie sind zu mir wie ein Vater gewesen. Ich schulde Ihnen Aufrichtigkeit. Darum möchte ich Sie schon im Voraus darauf aufmerksam machen, daß Sie demnächst meinerwegen Unannehmlichkeiten haben werden und auf meine Mitarbeit werden vielleicht verzichten müssen.“

Daß der junge Fürst Unehrlisches hätte begehen können, gehörte zu den Gedanken, die Stahlschmid nie eingefallen wären. „Wie könnten Sie mir Unannehmlichkeiten bereiten“, widersprach er: „Ich kenne Sie doch durch und durch. Sollte Ihnen ein Versehen unterlaufen sein, das kann jedermann widerfahren; das läßt sich ausgleichen oder verschmerzen.“

„Die Unannehmlichkeiten, die ich Ihnen bereiten muß“, erwiderte Mirwan-Beg, „betreffen nicht meine geschäftlichen Pflichten. Es wird sich um einen Schritt handeln, der nur in mein persönliches Leben eingreift.“

Stahlschmid lachte: „Wollen Sie eine Zigeunerin oder eine Schöne vom Tüngeltangel entführen und mit ihr unter fahrendes Volk gehen?“

„Nein“, erwiderte Mirwan, „in Liebesabenteuern bin immer noch *ich* der Herr geblieben — da machen wir Moslim wenig Umstände. Jedoch, ich habe erfahren, daß sich seit einigen Tagen der Kasem-Beg in Teheran aufhält.“

„Ihr Landsmann. Bekannte Familie“, unterbrach Stahlschmid.

„Ja“, erwiderte Mirwan-Beg, „und mit meiner Familie lebt die seine seit zweihundert Jahren in Fehde. Sein Großvater hat meinen Vaterbruder aus dem Hinterhalt erschießen lassen, da bin ich zur Blutrache verpflichtet. Das ist in dieser Stadt nicht so einfach wie in unseren Bergen. Die Tat wird ruchbar werden.“

„Hören Sie auf!“ rief Stahlschmid aus, „was ist das doch für ein Unsinn! Sie, ein europäisch gebildeter Mann und diese Urwaldgesinnung!“

„Herr Stahlschmid“, erwiderte der Kaukasierfürst, „Sie sind, wie ich weiß, Reserveoffizier eines zarischen Husarenregimentes gewesen. Hätte ein Kamerad Sie gehohlet, hätten Sie ihn fordern müssen, oder man hätte Sie aus dem Dienste gejagt.“

„Gewiß“, bestätigte Stahlschmid.

„So war der Ehrenpunkt bei Ihnen,“ fuhr Mirwan fort, „der unsere ist anders; doch bin ich verpflichtet, mich nach ihm zu richten.“

Stahlschmid konnte seinem Prokuristen den Mordplan nicht ausreden. „Ich schieße ihn tot vor der Tür seines Hotels!“ versicherte dieser. Doch wußte der Bankdirektor, daß in jenen Jahren steter Unruhen und nachbarlicher Einmischungen die Teheraner Fremdenpolizei jeden Zugereisten kannte. Diese Behörde war für den Bakschisch äußerst zugänglich. Mittels eines solchen gedachte Stahlschmid die Gewalttat zu verhindern, indem er dem Bedrohten eine polizeiliche Warnung zukommen ließe: ihm werde von einem Feinde nachgestellt. Schon in anderen Fällen hatte er die persische Polizei erfolgreich zu seinen Gunsten einschreiten lassen. Allerdings war es für ihn, den angesehenen Ausländer, bedenklich, sich in Person mit seinem Ansuchen an die Behörde zu wenden. Er pflegte in solchen Fällen als Mittelsmann den Pförtner seines Hauses vorzuschicken, einen alten bärtigen Muselman, auf den er sich unbedingt verlassen konnte. Damit dieser richtig handelte, mußte Stahlschmid ihn in seinen Plan einweihen.

„Ich werde den Auftrag erfüllen,“ sprach der Mann, „doch möchte ich Sie warnen. Der Tod weiß, was er zu tun hat. Wenn Sie ihm ein Opfer entziehen, wird er sich an Ihnen rächen und statt eines Ihnen fremden Menschen sich einen solchen holen, der Ihrem Herzen teuer wäre.“

„Mohammedanischer Fatalismus“, dachte Stahlschmid und fertigte den Mann mit einer guten Summe zur Behörde ab, und als der Rächer vor dem Hotel des Feindes auf- und abzugehen begann, war dieser bereits im Kraftwagen weggefahren — im Hause wußte man angeblich nicht zu sagen, wohin.

So glaubte Stahlschmid, ein Menschenleben gerettet und seinen Prokuristen sich erhalten zu haben. Zufrieden mit dieser Tat, rühmte er





sich ihrer bei der nächsten Mittagsmahlzeit, die Vater und Tochter diesmal allein einnahmen. Empört sprang Sonja auf, daß die Gläser klirrten: „Was gehen Dich fremde Familienangelegenheiten an!“ rief sie zornig aus: „Taktlose Einmischung. Mirwan wollte seiner Ehre Genugtuung schaffen, und Du! . . .“ sie sprach den Satz nicht zu Ende und verließ den Raum.

„Mag das Kind sich austoben,“ hielt der Vater für das Richtigeste und beendete allein die Mahlzeit. In der Tat schien die junge Dame sich beruhigt zu haben, denn am Abend, zu dem Gäste eingeladen waren, zeigte sie sich wieder ganz als die liebenswürdige Hausfrau, als hätte jener Heftigkeitsausbruch nie stattgefunden und wäre alles vergessen.

Sonja jedoch hatte zwischen Mittag und Abend Mirwan aufgesucht, dessen Wohnung sie kannte, und hatte ihm erzählt, daß es ihr Vater gewesen, der ihn an der Erfüllung der Ehrenpflicht gehindert habe.

„Unter diesen Umständen kann ich nicht im Dienste Ihres Herrn Vaters bleiben,“ erklärte Mirwan.

„Deshalb habe ich Ihnen auch seinen Anteil an der Flucht Ihres Feindes verraten,“ sprach Sonja, „ich wünschte, Sie sollten alle Freiheit zum Handeln haben und sich frei fühlen. — Doch ich?“ fügte sie nach einer Pause beiderseitigen Schweigens langsam hinzu. Es ging ihr erst jetzt auf, daß sie den Moslem liebte und ohne, daß er es ihr zu sagen brauchte, wußte sie, er werde sich jetzt auf die Verfolgung seines Feindes werfen.

„Doch ich?“ hatte sie gesagt.

„Und Sie?“ wiederholte er und ließ den Kopf hängen. Auf einmal warf er ihn zurück: „Warten Sie auf mich. Wenn ich aber nach Jahresfrist nicht wiederkehre, dann hat Kasem-Beg sich umgedreht und ist mir mit dem Schuß zugekommen.“

An dem nun folgenden geselligen Abend, demselben, an welchem Stahlschmid seine Tochter wieder völlig heiter fand, ward ihm ein Zettel seines Prokuristen überbracht, in welchem dieser ihm mitteilte, daß er aus den Gründen, die er zuvor schon mündlich dem Direktor vorgetragen habe und die für ihn noch weiter bestünden, seine Stellung und die Stadt verlasse.

Auch Mirwan kannte die Macht des Bakschisches. So bekam er im Hotel, das Kasem verlassen hatte, trotz der gegenteiligen Auskunft, die ihm in der Frühe geworden war, heraus, nach welchem Orte sich sein Feind hatte begeben wollen. Doch war Kasem-Beg nicht so dumm, wirklich dorthin zu fahren; er hatte schon diesseits des von ihm angegebenen Fahrtzieles einen Haken geschlagen. Sonja aber wartete, ohne daß ihr Vater irgendetwas davon bemerkte. Sie hatte schon mehrere Freier abgewiesen, sie tat das auch weiterhin, was den Vater nicht beunruhigte; sie war ja noch jung genug, sich Zeit zu lassen. Inzwischen lebte sie, wie sie es gewohnt war, fort, machte Gesellschaften mit, las und ritt. Für die Ritte verbat sie sich einen Begleiter; als der Vater sie auf die Unsicherheit der Teheraner Umgebung aufmerksam machte,

erwiderte sie, ein Revolver würde ihr wohl hinreichend Schutz gewähren. Das leuchtete ihm ein. Sie begaben sich beide zum Waffenhändler, und ihm gefiel es, mit welchem Geschmack seine Tochter sich ein wirklich elegantes kleines Ding zum Schießen aussuchte.

So vergingen ein Jahr und noch einige Tage. Niemand hörte im Hause den kleinen Schuß, mit dem Sonja ihrem Leben ein Ende setzte. Weder ihr Vater noch jemand aus der europäischen Kolonie konnte begreifen, warum das geschehen war. Man neigte dazu, ein Versehen anzunehmen. Der alte Stahlschmidsche Pförtner, der bärtige Muselmann, deutete sich die Begebenheit nach seiner Weise.



Zeichnungen: Hans Beck

# Der Schatten eines Lebens

Erzählung



Ich habe während einer gewissen Zeit meines Lebens in einer süd-deutschen Großstadt in den Morgen- oder auch den Nachmittagsstunden die Hunderte von Menschen, Männer und Frauen allen Alters, beobachtet, wenn sie das große Verwaltungsgebäude einer weltbekannten Versicherungsgesellschaft betraten oder nach getaner Arbeit wieder verließen. Es war mir dabei merkwürdig erschienen, wie einer dem anderen und mitunter auch eine der anderen gleich. Nicht daß die Angesichte

einander gleich gewesen wären, obwohl so viele Gesichter ausdrucksarm waren, Gesichter, die weniger von der Seele her, sondern von der Umwelt, von dem, was man das Zeitalter nennt, geprägt worden waren. Auch die Gestalten glichen sich nicht so sehr, wohl aber die Art und Weise, wie diese Menschen das Gebäude betraten und wie sie es wieder verließen. Es schien mir, als habe sich hier im Umkreis des Hauses bereits etwas von der gleichmachenden Mechanik der Arbeit gezeigt, der sie alle oblagen. Es waren Hunderte von Menschen, aber jeder war einmal ein einzelner gewesen, jeder war einmal als einzelner geboren worden, hatte als einzelner die ersten Schritte gewagt, aber dann waren Jahr um Jahr die einzelnen aufgegangen in der Masse. Der einzelne hatte auf die vielen geblickt, er hatte den Mut verloren, ein einzelner zu sein. Freilich, als einzelner hatte er einen Menschen geliebt, die Mutter, den Vater, die Geschwister, die Freunde und die Geliebte. Aber das schien auch alles. Das Leben hatte den Einzelnen in sich aufgesogen. Auf den großen Straßen der Stadt waren die Menschen nur noch viele, hier waren sie eine Masse, und der einzelne ein Tropfen in der Flut, ein Sandkorn nur. Und wenn man ein Einzelner war, dann fiel man auf, so wie Wolfgang Seiler, der als Diplomkaufmann in dem großen grauen Hause der Versicherungsgesellschaft seine tägliche Pflicht erfüllte. Er war mir eines Morgens aufgefallen, als ich inmitten des Stromes der Ankömmlinge verharrete. Er war mir aufgefallen durch seinen Gang, der fest und streng war, aber auch gelassen und ruhig. Er hastete nie, er schien immer Zeit zu haben. Form sprach aus diesem Gang, Würde strahlte er in diese



würdearme Zeit. Sorgfältig war die Kleidung, das wohl gewählte dunkle Braun des Maßanzuges, der wiederum vom Sinn für Form sprach. Aber das waren Kleinigkeiten. Eine Eigentümlichkeit war freilich die, daß Seiler einen Stock trug, wie ihn in früheren Jahren die Studenten zu tragen pflegten, einen Stock mit rundem goldenem Knopf. Seiler ging aufrecht, ja er pflegte den Kopf ein wenig zurückzuneigen, so als richte er seinen Blick durch die Gläser der Hornbrille in weite Ferne hinweg über die, die neben ihm oder vor ihm gingen. Auch dieser Blick verriet Strenge, verriet Sinn für Form und Maß. Diese Augen schienen andere Welten zu sehen als die unsere. Der so zwischen den vielen Menschen ging, hätte ein Offizier gewesen sein können, ein weltmännischer Gelehrter auch, niemand hätte ihn für einen Beamten, einen Kaufmann gehalten. Aber ein Etwas in diesen Zügen sagte mir, daß diese Augen Sinn hatten für schöne Formen, daß sie im Anschauen schöner Dinge geschult waren. Eine Kopfbedeckung trug Seiler nie, und so zeigte er nur durch ein leises Nicken des schmalen Kopfes, daß er die Morgengrüße der Kollegen erwiderte.

Aber war er denn wirklich ein Kollege? Mußte er nicht nach der Art, wie er zwischen ihnen ging, all denen, die hier kamen, vorgesetzt sein? Ich empfand das so. Doch meine Vermutung war ein Irrtum. Wolfgang Seiler war ein Diplomkaufmann, wie es deren viele in diesem Hause gab. Er saß wie viele andere an seinem Schreibtisch über seine Akten gebeugt, seine Arbeit verrichtend, seltsam fremde Arbeiten, von denen man nicht wußte, ob sie ihm Freude oder auch nur Befriedigung bereiteten, denn Seiler war im allgemeinen ein schweigsamer, ein zurückhaltender Mensch. Er war höflich, ja von einer ausgesuchten, unmerklichen Art von Höflichkeit, so daß er schon durch die Art seines Umgangs mit den Kollegen auffallen mußte. Diese Höflichkeit aber, das merkten viele, hatte auch etwas von Kühle und Kälte, die zwischen ihm und seine Mitarbeiter eine gewisse Distanz legte. Er war ein einzelner und schien

es mit aller Absicht bleiben zu wollen. So war es kein Wunder, daß unter seinen engeren Mitarbeitern und unter denen, die ihm nahestanden, so etwas wie eine Unsicherheit über ihn entstand, weil er immer wieder plötzlich aus der Entrückung auftauchte und wie verwandelt erschien, dergestalt, daß er über Stadtereignisse, über Bücher, Filme, Theater sprach. Es wäre falsch gewesen, an solchen Tagen zu sagen, Herr Seiler sei guter Laune, denn in Wirklichkeit war er so gut wie nie schlechter Laune. Er war wohl korrekt und schweigsam und



schien dann für die vielen, die ihn nicht erkannten, schlechter Laune. Aber wer erkannte ihn schon? Immer wieder versuchten jüngere Sekretärinnen, die mit ihm zu tun hatten, die Distanz zu durchbrechen, sei es, daß sie versuchten, Gespräche zu beginnen, sei es, daß sie ihm Blumen auf den Tisch stellten, weil sie wußten, daß er die Blumen liebte, daß er sie häufig sich selbst ins Büro mitbrachte.

Vom außerdienstlichen Leben Seilers wußte niemand etwas. Es war natürlich bekannt, daß er Junggeselle war. Er war im Jahre 1949 in den Betrieb eingetreten. Man sagte, er sei vom Rheinland in die süddeutsche Stadt gekommen, aber die Art, wie er hochdeutsch sprach, verriet seine schwäbische Herkunft. Dann und wann hatte man Seiler im Theater, in Konzerten, selten aber in Lichtspielhäusern gesehen. Dann und wann war ihm jemand vom Betrieb auf einem Spaziergang begegnet. Das war alles. Manche Legenden liefen über ihn um, wie ja jeder, der sich aus einem bestimmten Kreis ausschließt, ein Opfer der Legendenbildung wird.

Wolfgang Seiler war ein Einzelner. Ich hatte das immer wieder gespürt, so oft ich ihn am Morgen oder am Abend sah. Dieses Gefühl hatte eine Leidenschaft in mir erweckt, das Geheimnis dieses Mannes zu ergründen. Das Wenige, was ich von einem Kollegen erfuhr, bestätigte mein Gefühl. Aber wer war er? Wo war er selbst? Wo mußte ich suchen, damit ich erfuhr, wer er war? Ich interessierte mich plötzlich für dieses Schicksal und ging deshalb immer wieder, öfter als notwendig war, vor das Tor des Versicherungsgebäudes, um nach diesem Einzelnen zu suchen. Mitunter kam ich mir dabei wie ein Menschenjäger vor.

Schließlich erfuhr ich, daß Wolfgang Seiler, so alt wie ich selbst, in einem einsam gelegenen Forsthaus aufgewachsen war und dann in einer kleinen Stadt das Gymnasium absolviert hatte. Er wollte Musik studieren, aber sein Vater legte ihm mit Nachdruck nahe, eine Handelshochschule zu besuchen. Warum das geschah, konnte ich nicht erfahren. In den besten Jahren hatte Seiler dann den Zweiten Weltkrieg mitgemacht, war in Gefangenschaft geraten und hatte wahrscheinlich hier alle die Erlebnisse, die so vielen Männern dieser Generation widerfuhren. Er hatte selten davon erzählt, jedenfalls wußte der Kollege, mit dem ich darüber sprach, nicht viel über diese Tatsachen zu berichten.

Aber Seiler war ein Mensch, war ein Einzelner. Er mußte ein Schicksal haben. Irgendwo mußte dieses Schicksal sichtbar werden. Irgendwann mußte es im Guten oder Bösen durchbrechen. Ich erwartete das, ich spürte, wie seine Gestalt mich anzog, so wie die Gestalt der Geliebten den Liebenden anlockt.

Es war eine Art Abenteuer, in das ich mich allmählich verwickelt wußte, ein sehr subtiles Abenteuer freilich, von dem ich im Grunde keine Sensationen, keine Überraschungen erwartete, denn dieser Mann, der ganz Form schien, dessen Haltung bei aller Gelassenheit streng war, dessen heiter-ernstes Angesicht Umgang mit den schönen Dingen des Lebens haben mußte, wie sollte hinter dieser strengen Gestalt plötzlich eine Sensation entstehen?

Und doch geschah etwas, was mir die Gestalt dieses Einzelnen in

ganz neuem Licht zeigte. Ich war an einem Nachmittag wieder vor dem Versicherungsgebäude erschienen, suchte aber vergebens nach dem, dessen Schicksal mich in seinen Bann zog. Ich faßte den Mut, den Portier nach Herrn Seiler zu fragen und erfuhr von ihm, daß Seiler einen längeren Urlaub habe. Ich beobachtete dabei, wie über das Antlitz des schon älteren Mannes der Zug eines leichten Lächelns lief. Ohne Überlegung fragte ich, ob Herr Seiler verreist sei. Darüber wisse er nichts zu sagen, ich müsse da schon bei der Direktion nachfragen. Ob ich erfahren könne, wo Herr Seiler wohne, fragte ich wiederum ohne Nachdenken, so als frage nicht ich selbst, sondern das andere Ich in mir, jenes Ich, das seit geraumer Zeit aus Hunderten von Menschen auf eine unerklärbare Weise den einen herausgegriffen hatte, um sich an ihm festzuklammern. Ich war erstaunt, als mir der Portier den Namen einer bekannten Villenstraße nannte und ich verließ am späten Nachmittag das Versicherungsgebäude, bestellte eine Taxe, um mich zu dem erwähnten Haus bringen zu lassen. Ganz im Gegensatz zu meiner sonstigen Lebensart handelte ich wie auf einen stummen Befehl. Während der Fahrt legte ich mir zurecht, wie ich mich verhalten wollte. Ich war der sicheren Überzeugung, daß Wolfgang Seiler verreist war. Aber ich wollte in dem Hause nach ihm fragen, ich wollte hören, wer er war, wohin er gefahren war. Es lockte mich plötzlich, seinen Spuren zu folgen, ich dachte ihn auf irgendeinem Abenteuer zu ertappen. An dem Landhaus angekommen, las ich das kleine Schild unter dem messingfarbenen Klingelknopf: Wolfgang Seiler. Das schien mir unwahrscheinlich, es wollte nicht zu dem Mann passen, der so viel Geheimnisse um sich breitete.

Ich läutete. Es geschah nichts. Ich wiederholte das Klingeln wie im Traum. Es geschah wiederum nichts. Ich läutete bei den Hausbewohnern. Alsbald erschien eine sorgfältig gekleidete alte Dame. Schnee-weiße Haare wölbten sich über einem bleichen altersfaltigen Antlitz. Die alte Dame war etwas verwundert, als ich nach Herrn Seiler fragte. Herr Seiler sei vor knapp einer Stunde weggegangen, er habe Urlaub, wahrscheinlich habe er eine Reise angetreten. Ob ich erfahren könne, wohin er gereist sei, fragte ich. Meine Frage schien die alte Dame zu verwirren, denn es lief ein Lächeln und gleichzeitig ein Ausdruck des Erstauntseins über ihr Angesicht.

„Das kann ich leider nicht sagen. Herr Seiler wohnt zwar schon vier Jahre bei mir, aber wer ist er? Kennen Sie ihn? Sagen Sie mir, wer er ist. Er ist ein Sonderling. Aber ein lebenswürdiger, ein angenehmer





Sonderling, in vier Jahren hat kein Mensch nach ihm gefragt, keiner ihn besucht. Sie sind der erste, der ihn aufsucht. Manchmal kommen Briefe, dann und wann die üblichen Drucksachen, denen sich kein Mensch entziehen kann. Aber ich verstehe mich gut mit ihm, indessen dringe ich nicht in sein Geheimnis ein, ich achte es. Herr Seiler lebt in einer absoluten Einsamkeit, oder er lebt ein Doppelleben, ich vermag das nicht zu entscheiden, aber ich glaube an ihn, an seine reine Menschlichkeit. Er ist ein Mensch, wie sie heute selten sind.“

„Sonderbar“, sagte ich, „sehr sonderbar, dergleichen also gibt es noch. Nein, auch ich kenne Herrn Seiler nicht, aber ich wollte ihm den Gruß eines Kriegskameraden bestellen“, erfand ich, einfach um etwas zu sagen.

„Ich will mir das alles aufschreiben“, antwortete die alte Dame, während sie mich gleichzeitig aufforderte, einen Augenblick einzutreten.

Ich folgte ihr, in der Hoffnung, doch noch etwas vom Schicksal dieses merkwürdigen Mannes zu erfahren. Was ich von der alten Dame vernahm, deckte sich mit dem, was ich wußte, dieser wundersamen Mischung von Höflichkeit und Distanz, von Nähe und Ferne.

„Aber wie verbringt ein solcher Mann seine Tage, wie seine Nächte? Er ist ein Mensch dieser Zeit und auch ein Mensch einer ganz anderen Zeit, einer schon märchenhaft gewordenen Epoche. Ein Sonderling, ohne Zweifel ein Sonderling.“

„Er liest viel, Sie müßten die sehr schönen Bücher sehen, die er besitzt, eine ganz wundervolle Bibliothek.“

„Darf ich diese sehen? Dergleichen interessiert mich.“

„Ich will Ihnen das Zimmer öffnen, aber Sie dürfen keinem Menschen ein Wort davon sagen.“

Wir stiegen die läuferbedeckte Treppe empor. Langsam, fast förmlich war die Art, wie die alte Dame das Zimmer öffnete. Es war das Wohnzimmer, in dem ein schwarzer Flügel stand, auf ihm entdeckte ich das Bild einer Frau, in der ich nach den Zügen auf die Mutter schloß. Die Wände dieses Zimmers waren mit außerordentlich schönen Büchern bedeckt, Büchern der Dichter, ausschließlich der großen Dichter. Homer Platon, Sophokles, Dante, Shakespeare, Goethe, Hölderlin, Keller, Hofmannsthal, Rilke, das waren die Namen, die ich mit einem rasch hinstreifenden Blicke las. Keine Romane, keine Wissenschaften, nur ein paar Biographien, das war es, was ich hier fand. Ich sah den Mann vor mir, wie er an diesem Flügel saß, wie er in diesen Büchern las. Es war der, den ich kannte, der Einzelne und der Einsame, es war aber auch ein anderer, einer, den ich nicht kannte, den kennen zu lernen ich dieses Abenteuer unternommen hatte. Und was hatte dieser Freund der Musik, dieser Liebhaber der großen Dichtung mit *dem* zu tun, der im Versicherungspalast über seinen Akten saß?

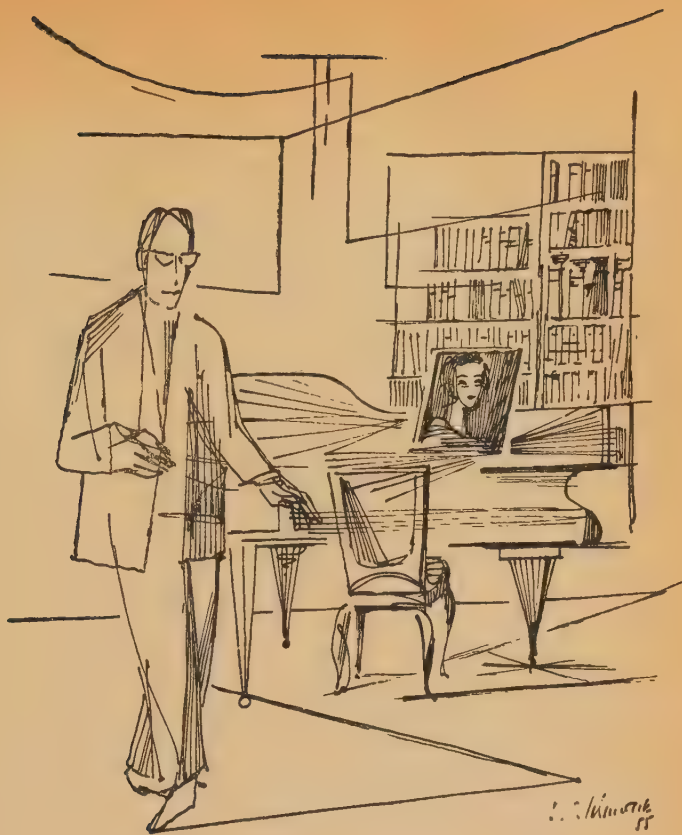
„Spielt Herr Seiler?“ fragte ich.

„Viel, sehr viel, vor allem die Klassiker, Haydn, Mozart, Beethoven, sehr viel Mozart.“

„Und liest er in diesen Büchern?“

„Nächtelang.“

Ich bemerkte, wie die alte Dame etwas unruhig wurde.



„Wir wollen das Zimmer verlassen, es ist besser“, sagte ich.

„Es ist auch mir lieb, wenn wir nicht lange hier bleiben, wer kennt Herrn Seiler, wer weiß, ob er nicht wiederkehrt? Vielleicht hat er eine Ahnung, ein Gefühl, daß wir hier seine Bücher bewundern?“

Ich weiß nicht, ob die Hauswirtin das im Ernst sagte, oder ob ein wenig Ironie und Scherz dabei im Spiele waren.

„Kommt dergleichen vor?“ fragte ich.

„Gewiß, es geschehen Dinge, die ich nicht immer verstehen kann, aber ich achte Herrn Seiler, er ist stets korrekt, oft zu korrekt. Manchmal denke ich, dieser Mann hat kein Herz.“

Wir waren indessen die Treppe herabgestiegen und ich hatte eben der alten Dame irgendeinen erfundenen Namen genannt, von dem ich Grüße bestellen sollte, als sich die Haustür auf tat und Herr Seiler erschien.

Ich erschrock. Es war zu spät, der Frau ein Zeichen zu geben, daß ich nicht wünschte, Herrn Seiler vorgestellt zu werden.

„Der Herr möchte Sie gerne sprechen“, sagte die Hauswirtin.

Ich konnte also nicht mehr beiseite schlüpfen. Ich nannte meinen Namen und sprach davon, daß ich von einem Kameraden aus der Kriegsgefangenschaft Grüße bestellen solle.

Zu meinem großen Erstaunen bat mich Seiler in sein Zimmer. Nach allem, was ich von diesem Manne wußte, paßte diese Aufforderung wenig zu dem Bild, das ich mir selbst von ihm gemacht hatte. Mir indessen war die Gelegenheit, Herrn Seiler kennen zu lernen, willkommen. Er schien eben in aufgeräumter Stimmung.

„Ich werde an diese Zeit nicht gern erinnert“, sagte er leise, aber sehr bestimmt, „es waren schlechte und düstere Zeiten, nicht für mich allein, für uns alle, und auch nicht nur vom Materiellen aus gesehen. Nein, die Menschen haben zum Teil sehr versagt. Wie sehr wurden sie sich selbst untreu und wie waren sie oft untreu gegen andere! Ich aber halte von der Treue viel.“

„Sie haben recht“, sagte ich, „auf die Treue ist alles Leben aufgebaut. Aber ich möchte Sie nicht stören. Darf ich Ihnen nur noch sagen, wie sehr ich mich über Ihre Bücher freue. Dergleichen ist heute selten. Wie ich sehe, eine wundervolle Sammlung von klassischen Werken. Nichts als Klassiker. Sind Sie Humanist?“

„Ich versuche es zu sein. Aber wer bin ich? Wenn wir wüßten, wer wir heute sind. Alles ist schwankend um uns und wir selbst auf der Suche nach uns. Sie sind ein Schriftsteller. Ich kenne Ihren Namen. Sie haben ein Buch über Weimar geschrieben, das ich schätze, anderes kenne ich nicht von Ihnen. Ich lese die Bücher der Jüngeren selten, ich halte mich an das Klassische. Das geistige Abenteuer schätze ich nicht, es ist meiner Art fremd. Aber Sie fragen mich, wer ich bin. Ich bin Kaufmann und verbringe viele Stunden auf dem Büro einer Versicherungsgesellschaft. Ich sage Ihnen, das Merkwürdigste, was sich denken läßt. Die Menschen versichern alles, ihr Leben, ihre Häuser, ihren Hausrat, ihre Reisen, aber je mehr sie versichern, um so größer wird ihre Angst. Und je mehr sie versichern, um so mehr sind sie auch bedroht. Die Atombombe ist nur ein Symbol all dieser Bedrohungen. Ich arbeite dort zwischen vielen Menschen, mit denen ich korrekt und gut auskomme, aber ich gehöre nicht dazu. Ich weiß das. Die Menschen wissen das auch. Aber dies hier ist meine Welt: Musik und Dichtung. Ich bin sehr einsam. Sie verstehen das, Einsamkeit ist nicht Verlassenheit. Es ist ein Unterschied. Ich habe kein Verlangen mehr nach Menschen. Aber ich verachte deshalb die Menschen nicht. Nein, ich achte sie, aber hier, das ist meine Welt, die Welt der Großen. Man kann damit leben.“

Ich war erstaunt, daß Seiler, von dem mir die Hauswirtin gesagt hatte, daß in Jahren kein Mensch sein Zimmer betreten habe, so offen zu mir sprach. Das zu erleben war für mich vollkommen neu. Es stand im Gegensatz zu dem, was ich mir von diesem Menschen vorgestellt hatte. Vielleicht aber mußte das auf eine gewisse Weise mit mir selbst zusammenhängen, mit meiner Leidenschaft, das Geheimnis Seilers zu erfahren.



„Aber Sie sind glücklich“, sagte ich, nur um etwas zu erwidern. „Wer ist glücklich? Ich bin es und bin es nicht. Glück, was ist Glück? Man muß mit seinem Leben fertig werden, Sie wissen das besser als ich. Sehen Sie, als junger Mensch wuchs ich sehr einsam in einem Forsthaus auf, ich weiß nicht, ob Sie ahnen können, was es bedeutet, mitten in einem Walde aufzuwachsen, in einem sehr alten Hause, umgeben von hohen Tannen. Sie hören das Wehen des Windes in diesen Tannen, hören das Brausen der Stürme und hören bei Windstille das Atmen der Bäume. Sie hören das Rufen der Tiere, vieler Tiere, der Vögel vor allem. Wundervoll ist es, der Duft des Waldes umfängt Sie, wenn Sie am Morgen das Fenster öffnen, das große nie auszuschöpfende Geheimnis des Waldes umgibt Sie bei Tag und bei Nacht. Was er in Ihre Seele senkt, das können Sie nie von sich abtun. Und wenn Sie dazu noch Musik hören, viele gute Musik, so wie es mir widerfuhr, weil meine Mutter die Musik pflegte, dann wird damit Ihr Schicksal bestimmt. Meine Mutter war eine ausgebildete Sängerin gewesen, sie war meinem Vater in diese Einsamkeit aus Liebe gefolgt. Sie hatte eine sehr schöne Stimme und sang viel. Die großen Arien aus Mozarts Opern sind mir unvergeßlich. Verstehen Sie, der Wald und die Musik und ein unendlich zartes Verhältnis meiner Eltern zueinander, das war meine Kindheit, aber in dieser Kindheit geschah etwas: ich träumte davon, Musiker zu werden. Verstehen Sie, ein wirklicher Schöpfer von Musik. Nein, es ist nicht präzise, was ich sage, es war kein Traum, es war am Ende meiner Jugend, als mich Wald und Musik so erfüllte, daß ich wußte, du kannst dies alles nur in Musik ausdrücken. Aber es ist ein Unterschied zwischen der Sehnsucht und der Erfüllung, zwischen dem Traum und dem Leben. Ich wußte, daß es nur galt, das Große in der Kunst zu erreichen oder zu verzichten. Ich habe verzichtet. Ich wurde Kaufmann. Aber was ist das? Es ist die eine Seite. Die andere ist diese, die Bücher, die Welt jenseits der Welt, in der wir leben müssen.“

Doch was habe ich getan? Warum sage ich Ihnen das alles? Sie sind seit vielen Jahren der erste Mensch, dem ich dies sage.“

Hier schwieg Seiler, ich sah es seinem Antlitz an, daß er mit sich uneins, daß er über sich selbst böse war.

„Aber Sie haben doch Freunde, Menschen, die Sie gerne haben, die Sie lieben?“

„Ich habe niemanden, gar niemanden.“

„Und haben auch keine Sehnsucht nach Menschen? Ich bin Schriftsteller, Sie wissen es. Ich müßte fragen: die Frauen, spielen sie keine Rolle in Ihrem Leben? Ich weiß, das ist indiskret, und ich fürchte, Sie sind mir böse, wenn ich Sie frage. Aber hier stehen die großen Werke der Weltliteratur. Sie haben sie gelesen, Sie wissen, was darin die Frauen bedeuten. Sie sollten das nie vergessen.“

„Ich vergesse das auch nicht. Mein Leben ist nicht vorbildlich, ich weiß das. Was ich heute lebe, ist nur ein spätes, gerettetes Bruchstück des echten großen Lebens, das ich einmal lebte, das so viele Möglichkeiten in sich trug.“



„Aber warum sind Sie aus diesem Leben herausgesprungen, Sie hatten Verwandte, Freunde.. Sie.. mißverstehen Sie mich jetzt nicht.. liebten einmal jemanden, man spürt das, man fühlt das, und das alles ist zu Ende?“

Ich wußte nicht, wie Wolfgang Seiler das aufnehmen würde, was ich jetzt gesagt hatte. Ich fürchtete, er würde ernstlich ungehalten oder gekränkt sein. Ich bemerkte auch, wie ein sehr weher und schmerzlicher Zug über sein Antlitz hinging. Er schwieg. Ich schwieg ebenfalls. Es herrschte Augenblicke lang eine unwahrscheinliche Stille im Zimmer. Kein Laut drang von draußen herein. Ich fühlte, wie mein Herz heftig schlug und sah gleichzeitig vor mir ein Forsthaus im Walde, die hohen alten Tannen, das niedere Gebüsch, ich spürte, wie der Geruch von Harz und Moos und Pilzen zu mir herdrang.

„Sie rühren an mein Leben. Warum tun Sie das? Warum sind Sie hergekommen? Warum muß ich den Vorhang vor meinem Leben emporziehen? Was geht hier vor?“

Seiler wurde unruhig, nervös. Ich fürchtete, einen heftigen Ausbruch, aber ich hörte auch, wie die Stimme beherrscht und korrekt klang.

„Darf ich mich empfehlen“, antwortete ich. „Aber es täte mir leid, Sie gekränkt zu haben. Ich achte Sie, denn ich habe Sie oft bewundert, wie ich Sie als der, der Sie sind, durch das Tor der Versicherungsgesellschaft gehen sah, ein Einzelner, ein letzter Einzelner.“

Meine Worte schienen Seiler erreicht zu haben. Er sammelte sich, sein Antlitz entspannte sich merklich, und er wurde wieder der, der er war, als er von seinem Leben erzählte.

„Ich habe gelernt, mich unsichtbar zu machen“, sagte er. „Das muß man lernen. Ich bin da und bin nicht da. Ich bin unsichtbar, wo es notwendig ist, aber ich bin da, wo ich da sein muß. Ich bin kein Menschenfeind, glauben Sie mir das, doch ich will wenigstens als Mensch leben und sterben, ich will nicht verloren gehen an die Vielen.“

Das war ruhig und still gesagt ohne falschen Anspruch, gelassen, sicher und unwiderruflich.

„Wissen Sie, Sonderlinge, Weltverbesserer, falsche Propheten sind mir verhaßt. Ich liebe die Kunst zu sehr, die große Klarheit, die überall aus der Schöpfung spricht, ihr strebe ich nach, sie suche ich, aber dazu muß man ein Einzelner bleiben.“

Hier brach er ab, hielt einen Augenblick den Atem an und fuhr dann fort: „Kennen Sie die Verse des Grafen Platen:

„Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,  
Ist dem Tode schon anheim gegeben,  
Wird für keinen Dienst auf Erden taugen,  
Und doch wird er vor dem Tode beben,  
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen!“

Das sagt genau das, was ich einmal erfahren habe.“

Und dann, nach einer Pause fortfahrend: „Haben Sie die Sängerin S. gekannt?“ Dabei nannte er den Namen einer berühmten Darstellerin Mozart'scher Frauenrollen, „haben Sie die gekannt? Sie müssen Sie gekannt haben, denn sie war berühmt in den großen deutschen Städten. Und wissen Sie, daß sie starb an einer geheimnisvollen Krankheit, über die sich die Ärzte nicht klar waren.“

Hier brach Seiler ab. Er verhüllte das Antlitz hinter seinen ausgebreiteten Händen. Ich wußte alles. Er hatte sie geliebt, auf eine Art geliebt, die *seiner Art* gemäß war.

„Der Wald, meine Mutter, das Glück meiner Eltern, Mozarts Musik, Hölderlins Gedichte, Platons „Phaidon“, die S. und ihr Gesang, das war mein Leben. Und was ich nun erleide, das ist der Schatten dieses Lebens.“

Ich war erregt und bewegt über das, was ich vernommen hatte, konnte aber nicht verstehen, wie und warum *ich* es sein mußte, der diesem Einsamen, diesem Verlassenen die Zunge löste.

Seiler sprang auf, jäh und mit viel zu raschen Bewegungen. Er war wieder ein anderer. Er öffnete den Flügel und spielte die Arie der Pamina „Ach, ich fühl's, es ist verschwunden“. Ich erinnerte mich, wie ich selbst einmal die S. diese Arie hatte singen hören. In mir erklang wieder ihre Stimme, und ich sah den einsamen Mann, der herausgetreten war aus seinem Leben, der ein Leben führte in zwei Welten.



Der, den ich jetzt am Flügel sitzen sah, hatte nichts mehr gemein mit dem, den ich beobachtet hatte auf der Straße vor dem Portal der Gesellschaft. Das Gesicht hatte etwas Knaben- und Jünglinghaftes, es hatte viel von dem Gesicht der Mutter, deren Bild auf dem Flügel stand. Es war das Gesicht dessen, der Musiker hatte werden wollen.

Nach beendetem Spiel erhob sich Seiler vom Flügel. Sein Antlitz entspannte und verwandelte sich in das des Mannes, der mir vertraut war.

„Es ist spät geworden“, sagte er, „spät auch für die Menschen, das Klima läßt nicht mehr viel neue Blüten gedeihen. Das Klima, das den Massen und den Maschinen günstig ist, vertreibt die Musen. Leben Sie wohl.“

Er reichte mir die Hand kurz und hart. Es war mir, als schließe er sich mit einem Ruck wieder völlig zu. Mir blieb nichts übrig, als ihm eine gute Nacht zu wünschen.

Ich stieg die Treppe nieder, Seiler öffnete die Haustüre, die er hinter mir kurz und rasch wieder schloß. Diese Art des Abschieds war mir fremd, aber ich konnte sie verstehen.

Im Garten vor dem Hause mußte ich einen Augenblick inne halten, um Luft zu schöpfen, denn mir war zu viel begegnet. Durch die hohen alten Bäume lief der Sommerwind, die Blätter der Pappel schlugen leise aneinander, da und dort flog ein Vogel auf.

Das also war noch möglich inmitten einer raschlebigigen Epoche. Da lebte ein Mann sein ganz eigenes, geheimes Leben. Wer wußte von ihm, der sich allen Zugriffen entzog, wer er wirklich war? Wußte ich es? Ich ahnte, fühlte es, aber, ich begriff es nicht, hinter dem, was ich sah, dehnte sich ein anderes reiches, unterirdisches Leben.

Ich ging durch die Straßen der Stadt, vielen Gestalten begegnend und doch allein, bereichert um ein Erlebnis wie mir in meinem Leben nur wenige zuteil geworden waren. Aber ich wußte plötzlich, wie sehr diese Gestalt aus meiner eigenen Welt war. Ich hätte diesen Mann erfinden müssen, wenn ich ihm nicht begegnet wäre.

Musik, große Musik begleitete mich.

Ich wunderte mich nicht, daß ich Wolfgang Seiler nie mehr sah. Er kehrte von seinem Urlaub nicht wieder an seinen Platz zurück. Als ich nach ihm fragte, hörte ich, daß er alsbald nach jener abendlichen Begegnung aus der Stadt fortgezogen war. Wahrscheinlich hatte er sein Bekenntnis bereut.

## Zeittafel vom 15. November bis 15. Dezember 1955

17. 11. Sowjetische Konferenzdelegation auf dem Rückweg von Genf in Pankow.  
Revolverattentat auf den persischen Ministerpräsidenten Hussein Ala.
18. 11. Freundschaftlicher Besuch des Bundesaußenministers in Wien.
20. 11. 70 000 Berliner demonstrieren für die Einheit Deutschlands.
21. 11. Von Mitte 1945 bis Mitte 1955 haben die USA 51,336 Milliarden Dollar für Auslandshilfe ausgegeben.
23. 11. Außenpolitischer Konflikt Adenauer — Dehler in der Bonner Koalition (CDU — FDP).  
René Mayer vor dem Montanparlament: 1956 soll neuen Anlauf zur europäischen Einigung bringen.
27. 11. Vierte Umbildung des 2. Kabinetts Grotewohl in Jahresfrist.
  1. 12. Japanische Bevölkerungsziffer 89 Millionen.  
Regierungserklärung zur Außenpolitik im Bundestag mit versöhnlicher Debatte am 2. 12.
  3. 12. Die Westmächte werden ihre Rechte in Berlin mit „eiskalter Entschlossenheit“ verteidigen, heißt es in einem Bericht aus Washington zur sowjetischen „Politik der Nadelstiche“.
  4. 12. Gestürzte Regierung Faure setzt Neuwahlen auf den 2. Januar an.
  5. 12. Indonesisches Kabinett beschließt neue Verhandlungen mit Holland.
  6. 12. SED schwächt ihre Kampagne gegen den Viermächtestatus Berlins ab.
  7. 12. Personalgutachterausschuß lehnt prominente Mitarbeiter Blanks ab. „Krise“ der Remilitarisierung.
  8. 12. Verteidigungsminister Selwyn Lloyd erklärt, britische Ostpolitik bleibe trotz sowjetischer Reden in Indien versöhnlich.
  9. 12. Bundesregierung will Beziehungen zu Staaten abbrechen, die Pankow anerkennen. Botschafterkonferenz in Bonn.
  10. 12. Weitere Zeitungsverbote in der Türkei.
  11. 12. Bayerische Parlamentskrise um Innenminister Geislhoeringer.
  12. 12. Scharfe Kontroverse Pakistan—Moskau wegen Sowjetbesuch in Kaschmir.
  13. 12. Europäischer Ministerrat will Ostpolitik koordinieren.  
Ostzonale Wirtschaftsverhandlungen in Peking.
  14. 12. Neue Heimkehrertransporte nach zweimonatiger Pause eingetroffen.  
Dr. Otto John wieder in der Bundesrepublik.
  15. 12. UNO nimmt 16 neue Mitglieder auf.  
Britische Labour Party wählt Gaitskell, nicht Morrison zum Nachfolger Atlees im Vorstand.

## Ein Nimbus wird zerstört

Ist der Text dieser 485 Seiten wirklich ein „Roman“, eine Dichtung also, eine Erdichtung? — ein Roman, der vom Journalismus handelt, vom Journalisten? Ist's nicht vielmehr der autobiographische Bericht des Publizisten *Charles Wertenbaker*, der in vielen Jahren, bis zu seinem Tod (Anfang 1955) für die meistgelesenen amerikanischen Zeitungen arbeitete und so zu seinen Erlebnissen, seinen Erfahrungen, zu seinem Wissen kam? — „*Die Herren der Öffentlichen Meinung*“ (Hamburg 1955, Verlag Wolfgang Krüger. Aus dem Amerikanischen übertragen von Walter Schürenberg. 485 S. DM 19,80) — Jedenfalls: hier plaudert Einer aus der Schule; es wird ihm nicht viel helfen die Beteuerung im Vorwort: er habe „keine bestimmte“ Zeitung gemeint und keine „bestimmten Personen“. Nein: fotografiert hat er seine Kollegen nicht. Aber gemalt, porträtiert hat er hinter der speziellen Physiognomie die gültige Wesenheit anscheinend so authentisch, daß er noch in seinem frischen Grab das marktgängige Scheltwort wird einstecken müssen, er sei eben einer der Vögel gewesen, die „das eigne Nest beschmutzen“.

„Pharus“, Wertenbakers Exempel, ist ursprünglich in der Tat ein Leuchtturm, auf dessen imposanter Höhe die fulminanten Prätentionen strahlen: geistige Freiheit, Unabhängigkeit, Unbestechlichkeit, Wahrheitsfanatismus, die genaue Identität der proklamierten Grundsätze mit der redaktionellen Praxis, der persönlichen Überzeugung mit dem gedruckten Wort, der sittlichen Forderung mit der moralischen Existenz. Ein Team wird vorgestellt: potentielle Schriftsteller, pure Idealisten, unangekränkelte Charaktere. Aber grade diese Idealbesetzung der „Pharus“-Redaktion wird an der Macht der Realitäten scheitern. Während die Auflage steigt, wird der ethische Anspruch sinken, wird sich ein tragisches Dilemma intensivieren. Das Verlagsgeschäft floriert; der Idealist jedoch mit dem „Berufsethos“ im Herzen (und nicht nur auf der Zunge) wird unversehens in die grausame Alternative verstrickt: entweder zu korrumpieren oder zu zerbrechen. Das repräsentable Team zerbricht. Allesamt scheitern oder resignieren sie, die Ethiker; und es triumphieren die tüchtigen Opportunisten, die Zyniker, die Intriganten, die Gesinnungsakrobaten.

In die Hintergründe, auf den Rundhorizont hat der Autor recht viel Zeitgeschichte projiziert. Im Vordergrund indes vibriert die dramatische Aktion zwischen Glück und Elend des Journalisten. Er und sein Chef — der Boß, der Arbeitgeber, der Verleger — agieren in den Hauptrollen. Die Szene ist die Redaktion; doch am Ende war sie das Tribunal, wo der wissende Charles Wertenbaker als Sachverständiger fungierte und zugleich als Prokurator. Die bombastischen Postulate hat er mit der banalen Wirklichkeit konfrontiert: da reduzieren sie sich gradewegs zu den Plattheiten eines subalternen Daseins. Grundsätze? „Heiliger Himmel!“ — bekundet der Kronzeuge — „Er wollte seinen Job behalten, sonst nichts“. „Mir wurde klar“ — gesteht ein anderer Zeuge —, „daß ich ebensogut gegen den Kommunismus wie für ihn arbeiten



konnte, und so trat ich in die Redaktion ein und bin seitdem Antikommunist gewesen.“ Geistige Souveränität? Auch in Amerika scheint der „Boden der Tatsachen“ sich als eine uns wohlbekannte schwindelerregende Drehbühne zu bewähren. Bei uns, hierzulande, kennt man wahrhaftig die Not der armen Schlucker, die, gelernte Humanisten einst, ab 1933, bei Hitlern ihr täglich Brot verdienten, den Salon seiner Hölle mit Kulturfetzen tapezierten, schweißtriefend im gleichgeschalteten Paradeschritt mitliefen — wackere Mitläufer wahrlich — im Zug des Triumphators; die ab 1945 das braune Hemd vertauschten mit der schwarz-rot-goldnen Weste; und die übermorgen, wenn abermals der Wind sich drehte, sich dem neuen Landvogt flugs verdingen werden, wiederum, versteht sich, keineswegs aus Überzeugung, sondern „nur“ — was jede Spruchkammer als ein Alibi akzeptieren wird —: weil sie ihren Job behalten wollten, und sonst garnichts. Unabhängigkeit der Redaktion? „Ich habe“ — räumt der Verleger ein, der Chef — „ihm den Titel des Chefredakteurs gegeben, um ihn kaltzustellen. Über ihn werde ich meine Weisungen geben.“ Weiß Gott! — die kristallklare Sprache der Macht ist dies. Der Redakteur, der droben im zweiten Stock seinen Job behalten will, der versteht den Pfiff aus dem Hochparterre; er weiß wie er sich zu verhalten hat, wenngleich, räumlich von der Redaktion getrennt, der geschäftsführende Mund sich zumeist nur spitzt und nicht so eindeutig pfeift wie Wertenbakers Arbeitgeber. Freilich hat's anscheinend auch in Amerika mancher Idealist noch nicht kapiert, daß die Zeitung ein Geschäft ist, für dessen Lukrativität insbesondere die vielvermögenden Inserenten sorgen. Verreißt der gewissenhafte Rezensent auf Seite 2 den nämlichen miserablen Film etwa, der auf Seite 3 halbseitig für teures Geld in allen Superlativen vom Kino angepriesen wird: ist das denn Dienst am guten Kunden? Dem wird wohl kein Realist verübeln, daß er künftig nicht die Zeitung mästet, die ihm das Geschäft verdirbt, daß er mindestens mit Entzug der Inserate droht und vorerst mal — ein unmißverständlicher Wink mit der Litfaßsäule — das viele Geld in Plakate steckt, deren Objektivität ihm genau so garantiert ist wie jedem Kleiderhändler. Welcher Realist möchte, andererseits, dem Zeitungsunternehmer denn verargen, daß er abermals pfeift, auf den rezensierenden, den unabhängigen Idealisten nämlich, der zwar billig schuftet, ihm jedoch schlaflose Nächte macht und ihn schließlich ruiniert? „Was ihn bewegt?“ — fragt Charles Wertenbaker. „Ehrgeiz und Geldgier“ — ist seine Antwort. Mal ist der Verleger Roosevelts Freund, mal sein Feind. Freund: solange er hofft, zum Botschafter der USA zu avancieren. Feind: nachdem's nicht klappte. Wie hatte die Redaktion zu reagieren? „Die Fakten machten vom Zeitpunkt ihres Geschehens bis zu dem Zeitpunkt der Berichterstattung eine Veränderung durch. Aus einer Rooseveltrede wurden nur die schwächeren Stellen zitiert und neben starke Stellen aus einer Willkierede gesetzt.“ Dem Idealisten in der „Pharus“-Redaktion, einem, der's genau-zu-nehmen trachtete mit der „Wahrheit der Berichterstattung“, dem war recht zuwider der redaktionelle Hokusfokus, wie durch „Färbung“, durch „Frisieren von Nachrichten“, durch zweckvolle Streichungen originale Texte, Fakten, Sachverhalte in ihr Gegenteil verwandelt wurden. Es leuchtet aber doch wohl ein, daß so ein Starrkopf sich ihn einrennt, auch in Amerika, an granitnen Mauern. Erst recht jedoch kann er sein Bündel schnüren, wenn er das demokratische Gesetzbuch zückt. Gewiß: nach

monatelanger, womöglich jahrelanger Prozedur mag er eine „Berichtigung“ erwirken. Selbst dann jedoch, wenn keine Ranküne sie ihrer Substanz beraubt, wird den Abonnent sie nicht mehr interessieren, ihn, der nach sieben Tagen bereits vergessen hat, was er vor einer Woche las (bis auf die qualifizierte Verleumdung natürlich, die auch nach jeder „Berichtigung“ im Gedächtnis haftet: dafür bürgen die Freude am Skandal und die „Magie der Druckerschwärze“, die den Aberglauben suggeriert, wenigstens halbwegs müßte wahr sein, was Schwarz auf Weiß in der Zeitung steht). Inzwischen dürfte der berichtigende Quälgeist längst abgeschrieben sein, sich ausgeschrieben haben. „Heiliger Himmel!“ — seufzt Wertenbaker. Parieren muß, wer seinen Job behalten will.

Übrigens sind bei Charles Wertenbaker nicht nur die Journalisten (und ihr Chef) im Spiel, solche, die am Berufsethos zugrundegehn, und solche, die Karriere machen. Auch mit den „Pharus“-Damen haben wir's zu tun, in gewichtigen Nebenrollen; und was sie anlangt und die amourösen Abenteuer ihrer Kavaliere, so geht's — wenn der Autor ebenso zuverlässig aus dem Schlafzimmer wie aus der Schule plaudert — dort, in demokratischen Ländern, wahrhaft bolschewistisch zu. Sämtliche Exzesse der „freien Liebe“, der kommunistischen Vielweiberei, womit seit nun nahezu vier Jahrzehnten dreimal am Tag, im Morgen-, Mittag-, Abendblatt aus munter sprudelnden Propagandaquellen teils der westliche Wissensdurst gestillt, teils die Nachfrage nach wilden Illusionen in hohem Grad befriedigt wird, kurzum: der himmelschreiende Kollektivismus im moskowitischen Augiasstall gleicht aufs Frauenhaar dem Totalirismus der fashionabelsten amerikanischen Boudoirs. Zwar weiß man trotz bald vierzigjähriger Volksaufklärung noch immer nicht genau, ob die amerikanische Sowjeterotik als das Vorbild zu gelten hat und die sowjetische Sexualdemokratie als wohlgelungene Imitation. Immerhin muß ein Unterschied zu konstatieren sein im Tempo, wie jenseits und diesseits des Eisernen Vorhangs die Gentlemen ihre Bräute wechseln und diese untereinander die Beischläfer tauschen. In Rußland, wo man sehr viel Zeit hat, scheint das Liebesleben sich eher als ein Largo zu präsentieren (dem Reporter, der für den Zeitungsleser des Westens unentwegt durchs Schlüsselloch guckt). In Amerika hingegen, da wird nicht lang gefackelt; sogleich — erzählt uns Wertenbaker — nach dem Dinner paart sich der Feuilletonist mit der Dame des Leitartiklers, das Weib des Sportredakteurs mit dem Volkswirtschaftler, der Chef vom Dienst mit der Frau des Herrn vom lokalen Teil. Einerseits die speziellen Vorzüge, andererseits die speziellen Wünsche sind in diesen Kreisen kein Geheimnis: die permanente Indiskretion ist zweifellos eine amouröse Errungenschaft des amerikanischen Jahrhunderts. Ob im Sowjetreich die Bonvivants ebenfalls auf Spezialitäten fliegen, welcher Typ dort bevorzugt wird? Heiliger Himmel! — möchte man da abermals stöhnen —: die sind ja doch hinterm Mond zuhause, hinter der westlichen Zivilisation so weit zurück, daß keine Miß Stalingrad ihre Schenkel, ihren Busen, ihren Popo einer Jury zur Prämierung offeriert. Wie soll da unsereiner wissen, worin das Idol des Westens vom bolschewistischen Schönheitsideal sich unterscheidet? „Daß sie ihn zu erhören gedachte, ergab sich aus dem offenen, wissenden Blick ihrer graugrünen Augen, aus dem warmen Ton ihrer leisen Stimme und vor allem daraus, daß sie seine begehrliehen Blicke auf ihre

üppigen und reizvollen Brüste offenbar als angenehm empfand.“ Infolgedessen lag sie nach knapp fünf Minuten, dem Innenpolitiker zugehörig, im Bett des Chefredakteurs.

Auch vom Louis ist noch viel die Rede, vom Chef, vom Verleger selbst. „Hatte nicht Louis damals, als er sich abends Mädchen kommen ließ, oft eine Rothaarige verlangt?“ Ursprünglich hatte er's also auf die Rothaarigen abgesehn. Aber der Geschmack kann sich ändern. Jetzt jedenfalls, in den Jahren der Prosperität, begehrt er mehr im Bett als nur rote Haare. „Jessica verstand sich auf etwas, das Fanny völlig abging: ihn sich im Bett zu eigen zu machen.“ (Jessica: momentan Favoritin des Auslandskorrespondenten. Fanny: von verschiedenen Ressorts zum Chef gewechselt und vom Louis zurückgewechselt in die Ressorts. Und „ihn“, den die Jessica bedeutend besser bedient als die Fanny: den Louis persönlich.) Einmal war der Louis drauf und dran, in diesem Bettrennen ins Hintertreffen zu geraten. „Er“ — wenn ich nicht irre: der Theaterkritiker — „rechnete damit, daß sie ihm, wenn er drauf bestand, diese Nacht reservieren und ihre Sache mit Louis irgendwann später im Bett austragen würde.“ Als hätte im Ernst, wenn der Louis selber in den Sattel steigen möchte, sein Stalljockey „drauf“ zu bestehen! Nun: kluge Leute sind die, die rasch Vernunft annehmen, auch in USA. „Er trug es Louis nicht nach, daß dieser ihm ein Liebesabenteuer weggeschnappt hatte.“ Obendrein ging er gehörig in sich; und da er überdies jener Kategorie zugehört, die — Heiliger Himmel! — ihren Job behalten will und sonst garnichts, so mußte er bestätigen: „Das war ganz in der Ordnung“. Vermutlich zündete er sich eine Zigarette an, telefonierte die Sekretärin herbei — die mit dem knabenhaften Körper und dem lasterhaften Mund — und diktierete, weil für die Sonntagsnummer der Kulturbeitrag noch fehlte, in Vertretung des zwar zuständigen, aber grad mit der Fanny schlummernden Kollegen, eine rasante Predigt gegen die sittliche Verwahrlosung der bolschewistischen Intellektuellen.

Moritz Lederer

### Kunstbücher aus Österreich

Nach der Literatur über die Modernen, die wir in Heft 9/1955 besprochen haben, gehen wir ein paar Dezennien zurück. Der Maler Josef Kriehuber, den meisten bloß als Freund Schuberts bekannt, hat einen Großteil seiner künstlerischen Tätigkeit dem Porträt gewidmet. Ja, seine Tätigkeit als Porträtlithograph der Wiener Gesellschaft ist so lückenlos, daß in seinen Arbeiten gleichsam die Geschichte seiner Zeit in einzigartiger Weise bewahrt ist. Durch fast fünfzig Jahre hat er Tausende von Männern und Frauen mit dem Zeichnstift der Nachwelt erhalten. *Wolfgang v. Wurzbach*, der berühmte Wiener Sammler, Enkel des bedeutenden Biographen, hat das Verdienst, in seiner wissenschaftlichen Darstellung „*Josef Kriehuber 1800-1876*“ (Wien 1955, Verlag W. Krieg. 116 S. DM 8,75) mit

Akribie und Präzision diesem fleißigen Porträtisten vor der Erfindung der Photographie in diesem ersten von vier geplanten Bänden das ihm gebührende Denkmal geschaffen zu haben. Zugleich gibt Wurzbach in seiner wertvollen Monographie eine ausführliche Geschichte der Porträtisten.

Einem andern, Berühmteren aus dem Schubertkreis, Moritz von Schwind, windet *Edwin Rollett* einen neuen Kranz ehrenden Gedenkens. Eine originelle Publikation der Österreichischen Staatsdruckerei! Ein Band voll Silhouetten, „*Silhouetten aus Baden*“ (12 S. und 32 Farbtafeln. 4<sup>o</sup> DM 7,50) dieser „holden Finsternisse“, wie sie Goethe nannte, und die der Künstler dem Großvater des Verfassers, einem bekannten Badner Arzt, oder vielmehr dessen Gattin bei Gelegenheit eines Besuches mit der Schere schnitt und an die Wände des Garten-



häuschens klebte. Sie sind von pietätvoller Hand abgenommen und nun auch in reizenden Reproduktionen der Vergänglichkeit entrissen. Wir sehen diesen sympathischen Zweig der Wiener Biedermeierkunst neu vor uns erstehen und erfreuen uns des liebevollen Vorworts des Herausgebers.

Nun aber von den Menschen zu den Gegenständen! Durch 3000 Jahre, von den Illyriern und Kelten her, ist die Verwendung des Eisens im europäischen Raum nachweisbar. Das Land ob der Enns, das heutige Oberösterreich, zeichnet vom 16. Jahrhundert an die Verhüttung des Eisens in dem Städtchen Steyr, das, man kann wohl sagen, als Schlüssel zum Erzberg, als Messerstadt und Waffenmetropole europäische Bedeutung erlangt hat. Früh schon ist die viel erfreulichere künstlerische Verwendung des Eisens nachweisbar. Ein besonderer Kenner der Materie, *Otfried Kastner*, gibt in seinem Werk „*Eisenkunst im Lande ob der Enns*“ (Linz Oberöstr. Landesverlag. 179 S. 86 Abb. 98 östr. Sch.) darüber erschöpfend Aufschluß. Eine Lebensarbeit für die Eisenkunst ist hier dokumentarisch festgelegt: die reiche Entwicklung von den frühesten, kunstvollen Beschlägen, dem Flechtmuster aus der Völkerwanderungszeit über die prächtigen Bandelmuster, das Bandelwerk des Rokoko, bis zum Untergang der künstlerischen Arbeit im einförmigen Guß. Die naturgemäß spröde Kunst bedarf der besonderen Kraft der Einfühlung, aber der Verfasser ist ihr gewachsen, er schuf seiner Heimat, die auch heute noch die bedeutendste Eisenerzeugung des Landes aufweist, in dieser Geschichte der Eisenkunst ein wertvolles Monument. Die ausgezeichnete Bebilderung schöpft aus 2000 Aufnahmen. Staunenswert, was hier alles an Gittern und Kreuzen, an Schmuck und Beschlägen, wahrgenommen werden kann. Der Verfasser gibt noch eine chronologische Zusammenstellung der Stilmerkmale bis ins Detail, einen Katalog der alten „Eisenmeister“, ein topographisches Verzeichnis der Eisenkunst in Oberösterreich und ein ausgiebiges Literaturverzeichnis.

Von Eisen zu Gold und Edelsteinen! Die Wiener „Weltliche Schatzkammer“ beherbergt den größten und ideell bedeutendsten, aber auch künstlerisch wertvollen, mittelalterlichen Schatz in der Deutschen Kaiserkrone, dem Zepter, dem Evangeliar, den Kleidern, der Stephans-

burse, dem Schwert Karl des Großen u. a. m. Es sind die berühmten „Nürnberg und Aachener Kostbarkeiten“, die hier verwahrt werden. Ihre Neuaufstellung hat das Interesse der Öffentlichkeit aufs neue wachgerufen. *Hermann Fillitz*, der Betreuer dieses einzigen mittelalterlichen Kronschatzes der Welt, hat die Ergebnisse älterer und neuester Forschungen zusammengefaßt und sie in einem aufschlußreichen Band wiedergegeben. „*Die Insignien und Kleinodien des Heiligen Römischen Reiches*“ (Schroll-Verlag. 68 S. und 70 Tafeln, davon 8 in Farben. DM 19,50). Eine Fülle des kulturgeschichtlich Wissenswerten ist in ihm vereinigt und mit den prächtigen Wiedergaben ein Schmuckstück für jede Bibliothek geschaffen.

Eine andere Art Kleinod sind die bemalten Wandbespannungen des ausgehenden Rokoko in Schlössern und Herrenhäusern. *Trude Aldrian* ist diesem so reizenden Kunstgewerbe nachgegangen — angeregt von der Beschäftigung mit der Innenausstattung des Schlosses Eggenberg bei Graz — und hat ein Buch voll reicher Funde, trefflicher Gedanken und ausgezeichnete Reproduktionen geschaffen, in dem zu lesen ein besonderes Vergnügen ist. „*Bemalte Wandbespannungen des XVIII. Jahrhunderts.*“ Ein Beitrag zur Dekorationskunst des Rokoko. (Graz 1955, Leykam-Verlag. 60 S. mit 50 Schwarz- und 4 Farbtafeln. DM 17,50). Die Kunsthistorikerin hat hier Neuland erschlossen, zum erstenmal werden die ganz Europa umspannenden Zusammenhänge zwischen diesen die Gobelines ersetzenden Arbeiten und ihren Vorlagen, den zeitgenössischen Kupferstichen, nachgewiesen. Was für Zeiten! Die der Schäfer, Harlekin und Musikanten. Sie sehen uns von diesen Wänden an. Wo sind wir hingeraten mit unseren atomaren „Glückseligkeiten“!

Der Schroll-Verlag fügt zu seinen eindrucksvollen, interessanten Bildbänden über das antike Rom, die Toskana, Sizilien, nun einen neuen hinzu. Sein „*Dalmatienbuch*“ (Erlebte Schönheiten längs der jugoslawischen Adriaküste. 193 Abb. DM 19,80) wirbt für die Schönheit dieser südlichen Küstenwelt, deren Besuch uns jetzt lange Jahre verschlossen war. Ein eigenartiges Gebiet voll der Gegensätze entsteht aus diesen vortrefflich ausgewählten Bildern vor uns. Bilder der üppigsten südlichen Flora und der von der Sonne ausgebrannten

Karstlandschaften, von antikem Mauerwerk, mittelalterlichen Hausbauten, aber auch moderner Architektur und Zeugnissen fast mondäner Zivilisation. Fast 200 Photos von besonderer Güte im Lichtdruck zeugen nicht nur vom grandiosen Schauspiel der Plitvicer-Seen, der berühmten Krka-Fälle, der zauberhaften Tropfstein-Szenerie der Adelsberger Grotte, sondern auch von vielen Stimmungen, die Meer und Hinterland bieten. Da ist die berühmte alte Brücke in Mostar, die schöne Inselwelt von Korčula, Rab, Krk, da ragen noch Kirchen und Adelspaläste einst vergangener Herrschaft in Sibenik und Dubrovnik.

Der gefühlsbetonten, aus der naiven Lust zum Schaffen geborenen Kunst, steht die Kunst aus geistigen Bereichen zu geistigen Zwecken gegenüber. Das Problem der kirchlichen Kunst im 20. Jahrhundert ist ein umfassendes, und schweres. Eine Lösung muß alle Bevölkerungsschichten befriedigen, die naivgläubigen und die asketisch zur Vollendung und Begnadung Strebenden. Charakteristisch, daß zu gleicher Zeit eine Mehrzahl von Büchern über die moderne Kirchenkunst erschienen ist. Der bekannte Verlag Styria in Graz bringt einen der tiefgründigsten Beiträge zu einer Lösung Régamey, Pie P. O. P.: „Kirche und Kunst im XX. Jahrhundert.“ (Deutsch v. Gerold Coudenhove. XVI, 480 S. mit 86 Abb. auf 65 Tafeln. DM 28,50). Der bekannte Verfasser, ein französischer Dominikanerpaten, hat es sich und uns nicht leicht gemacht. Sein Werk gleicht stellenweise einem philosophischen oder theologischen Traktat über die letzten Dinge. Hier spricht ein tief gegründetes Wissen, mit dessen Einzelheiten man, vor allem der Heilsfrage, sich in einer längeren Betrachtung auseinandersetzen müßte. Umso erfreulicher die Erkenntnis, daß es der modernen Kunst gegeben ist, „auf tiefe und vitale Weise ein sakraler Akt zu werden“.

In Kurt Audekenthalers, eines Linzer Architekten, Buch „Architektur menschbezogen“ (Wels Oberösterreich. Landesverlag. 208 S. DM 15,—) geht es um das „edle Wohngefühl“ für Bauen und Siedeln. Dieses Buch soll wieder den Blick richten auf ein gesundes Bauen gegenüber „Baracken, Wohnmaschinen und Plutokratenszenarien“. Der Verfasser, der sich in der Welt viel umgesehen hat und ebensoviel gelesen und erfahren hat, tendiert richtig weg vom Material-Tech-

nischen zum Organisch-Natürlichen, wie es u. a. auch immer Neutra betont. Der Verfasser bietet zugleich eine Zusammenfassung aller historischen Formen des Städte- und Einzelbaus, also eine leichtfaßliche, mit vielen graphischen Darstellungen ausgestattete Architekturge-schichte, die zuletzt in eine Darstellung aller aktuellen Bauprobleme mündet.

Immer werden Ethos und Geschmack an der künstlerischen Gestaltung ihren unverrückbaren Anteil haben. Dem Fragenkreis „Kunst und Ethos“ (Deutungen und Zeitkritik. Salzburg, Otto Müller-Verlag. 252 S. DM 10,60) geht Wilhelm Waldstein in behutsamer, feinsinniger Weise nach. Sein umfangreiches Werk, eine Sammlung von Rundfunkvorträgen und Zeitschriftenaufsätzen, ist eigentlich ein einziger großer Essay über die Beziehungen der werthaltigen Welt der Vergangenheit zu den künstlerischen Aussagen von heute auf allen Gebieten. Besonders Musik und Dichtung sind des Verfassers Domäne, in beiden ist er selbst schöpferisch tätig. Es ist das Beglückende an dem Buch, daß es nicht moralisierend wirkt, wozu sein Thema leicht verführen hätte können, der Verfasser ist sich der unabsichtlichen Wirkung bewußt, die von dem echten Kunstwerk ausgeht. Die glückliche Bindung von tiefer Bildung und Weite des Herzens hat wesentlichen Anteil an diesem würdigen Buch, das man nicht in die Hand nimmt, um es zu lesen, sondern um darin zu lesen. Und zu finden: Bestätigungen, Trost und Aufmunterung.

Noch eines Buches soll gedacht sein, das dem Leser, und nicht nur dem Kunstfreund allein, vernünftige Stunden bereiten wird, die „Bekanntnisse eines Kunsthändlers“ von Augusto Jandolo, das neu im Erasmus-Verlag Emil Fuchs erschienen ist. (Deutsch von Olga L. Heinisch. 408 S. mit 38 Abb. DM 14,50) Jandolo ist mit dem Kunsthandel aufgewachsen, Vater und Großvater konnten ihm nicht nur einen Schatz von Erfahrungen gleichsam schon in die Wiege legen, sie sammelten Erlebnisse für ihn und was er selbst, dieser grundreelle Kaufmann, der mit den bedeutendsten Menschen seiner Zeit Berührung hatte, noch aus dem Born seiner Erinnerungen als alter Mann hinzufügte, durfte wirklich nicht verborgen bleiben. Wir erleben die Duse, Anatol France, Zola, das Fälschergenie Dossena u. v. a. gerade in ihrer privaten und interessanten

Sphäre, lernen zugleich unendlich viel an geschichtlichen, kunstgeschichtlichen und technischen Details auf die amüsanteste Art.

Schmunzelnd und beglückt von einem generösen Erzähler schließen wir das Buch, in dem die Kunst einmal von einer anderen Seite, von der ihrer Sammler und Händler gesehen ist.

Siegfried Freiberg

### Zur Berliner Theatergeschichte

Weder Otto Brahm noch Max Reinhardt noch Leopold Jessner haben Aufzeichnungen über ihre Leistung zur Weltgeltung des Berliners und dadurch des deutschen Theaters hinterlassen. Rudolf Bernauer aber schrieb eine Autobiographie „Das Theater meines Lebens“ (Berlin 1955, Lothar Blanvalet-Verlag. 412 S. DM 16,80). Diese Gabe erscheint rechtzeitig zum 75. Geburtstag, den der verstorbene Rudolf Bernauer im letzten Jahre hätte begehen können. Allein schon durch das beigebrachte Material zur Berliner Theatergeschichte ist das Buch wertvoll. Bekanntlich hat Bernauer als junger Schauspieler sowohl bei Brahm wie bei Max Reinhardt sich die ersten Spuren verdient, bis er dann erkannte, daß seine eigentliche Aufgabe bei der Regie lag. Unvergessen sind die Vorstellungen mit großen Schauspielern in dem Theater in der Königgräzer Straße, geleitet von Meinhard und Bernauer. Beide haben durch einige Jahrzehnte drei Berliner Theater geleitet und bemerkenswerter Weise Theater ohne Subvention! Nicht vergessen sei, daß diese beiden die Schöpfer der „Bösen Buben“ waren, deren satirische Darbietungen und nicht zuletzt die „Bösen-Buben-Bälle“ in Berlin für alle, die sie mitmachten, unvergessen sind. Neben Tatsachenberichten sind, wie es für einen Schauspieler sicherlich unvermeidlich ist, auch einige sehr persönliche Erinnerungen festgehalten. Das Buch ist für das Studium der Berliner Theatergeschichte unentbehrlich, und die zahlreichen beigelegten Bilder rufen in sympathischer Weise die Erinnerung an die große Zeit des Berliner Theaters wach.

Rowohlt hat 1954 zum Gedächtnis von Paul Wegener das von Kai Möller eingerichtete Buch „Paul Wegener. Sein Leben und seine Rollen“ herausgebracht (184 S. 66 Abb. 4 Faksimiles. DM 9,80).

Besonders wertvoll erscheint uns außer Kai Möllers Einleitung, daß Wegener soviel wie irgend möglich selber zu Worte gekommen ist. Dieser so kluge und so gebildete Schauspieler hat nicht nur in der Darstellung seines eigenen Werdegangs, sondern auch in den grundlegenden Untersuchungen über die Möglichkeiten des Films, in seinen Aufzeichnungen im „Flandrischen Tagebuch“, den Reisenotizen, der Beschreibung seiner Chinesischen Sammlung, den Aufsätzen „Der Schauspieler und seine Rollen“ und „Über den Schauspieler“, in Marginalien und Anekdoten seine Gedanken niedergelegt. Wer ihn nicht nur von der Bühne, sondern auch aus persönlicher Begegnung kennt, wird diesen dämonischen großen Mann niemals vergessen können. Er war eine singuläre Erscheinung. Wieviel Freunde er sich erworben hat, das bekräftigen nicht nur die Erinnerungen an ihn von Theodor Heuß, Gertrud Eysoldt, Ernst Legal, Will Quadflieg, Boleslaw Barlog, Carl Zuckmayer, Olaf Gulbransson, sondern auch die aufgenommenen Kritiken über sein Theater-Wirken von den namhaftesten Kritikern seiner Zeit.

Einem andern der größten Schauspieler, Werner Krauss, gilt das Buch von Wolfgang Goetz „Werner Krauss“ (Hamburg 1954, Hoffmann & Campe. 223 S. DM 12,50). Ein Liebender schrieb dieses Buch, dessen umfassende Bildung es ihm erlaubte, die Schilderung vom Werden und den Triumphen Werner Krauss' zu einer Gesamtschau der großen Zeit des Berliner Theaters zu erweitern. Werner Krauss' Leistung und seine Möglichkeiten als Schauspieler stehen außerhalb jeder Debatte, und wir können nur dankbar sein, daß gerade Wolfgang Goetz sich der nicht eben leichten Aufgabe unterzogen hat. Goetz weicht auch dem so schweren und schwierigen Problem der Haltung von Werner Krauss im Dritten Reich nicht aus. In dem Schlußkapitel mit dem Titel „Verfemung“ hält er ein Plädoyer für Krauss mit wohlabgewogenen Argumenten, die ja aber schließlich die Tatsachen nicht aus der Welt schaffen können. Aber man sollte nun endlich den Streit begraben und dankbar sein, daß ein so großer Schauspieler, der wie jeder andere Mensch irren kann und der böse geirrt hat, noch auf deutschen Bühnen spielt. Leider fehlt ein Inhaltsverzeichnis und ein Namensregister.

R. P.



## Konformistische Essays

Wer im Krieg war, weiß, daß Angst schlecht riecht. Der Friedensbedarf an desodorierenden Essenzen steigt stetig, und die jungen Männer meiden die Politik und eilen, sich im Feuilleton ein gutes Rühlein zu verschaffen, kaum daß sie schreiben gelernt haben. Um so lieber greift man nach den Beiträgen zur Literaturkritik und Zeitdiagnose, die *Helmuth de Haas* vorlegt „*Das geteilte Atelier*“ (Düsseldorf 1955, Karl Rauch-Verlag, 254 S. DM 12,50). Der Siebenundzwanzigjährige hat als Lyriker von sich reden gemacht. Was man von ihm an kleineren Beiträgen las oder über das Radio hörte, gefiel. Zweiunddreißig solcher Stücke aus den Jahren 1948 bis 1955 machen den Band aus. Die sechzehn Literaturaufsätze stehen vorne. Ein Stück über Valéry Larbaud eröffnet. Den Spuren dieses Poeten begegnet man dann in der Folge immer wieder. Es scheint, daß de Haas zu ihm wie zu Benn ein besonderes Verhältnis hat. Außer ihnen zitiert er Rychner und E. R. Curtius häufig. Dann noch Pinthus, der des Autors Betrachtungen zum Expressionismus und Surrealismus fördert. Eine sehr feine Studie gilt der Verdeutschung Saint-Exupérys. De Haas beackert ein weites Feld. Was muß man nicht alles gelesen haben, um Rychners Arbeiten über Lichtenberg beurteilen zu können oder einen Satz zu schreiben, wie den: „Auch in ihren stärksten Leistungen, Gedichten von Eluard aus dem Genre der ‚poésie interrompue‘, Gedichten von Aragon, Desnos, Soupault, Prosa von Peret und Miller, ist die Ballung von mediumistisch empfangenen Bildern niemals so faszinierend wie in den Arbeiten von Salvador Dali und Max Ernst, Chirico und Yves Tanguy.“

Diese Fülle der Namen und fremden Begriffe charakterisiert fast alle literaturkundlichen Kapitel der Auswahl. Gelegentlich geht sie auf Kosten der gedanklichen Klarheit, so wenn des „jungen Infernalisten Rimbaud... Folge von Visionen infinitesimal fortzusetzen“ war. Wie komisch ein „Infernalist“ ist, merkt man erst, wenn man ihn mit „Höllerich“ übersetzt und infinitesimal soll wohl ad infinitum heißen. „Der Vers hat Pneuma“ besagt offenbar, daß dem Dichter die Luft nicht ausgeht. Die überwiegende Verwendung von „sein“ und „werden“ führen wir dagegen auf ein „generationäres Prinzip“

zurück, das auch des Autors Faible für die Terminologie aktivistischer Marschierer entschuldigen könnte: Die „Durchmusterung“ der Lyrik durch „Kulturträger“ aus den „surrealistischen Planfeldern“, den „Planstrecken“ oder dem „Planquadrat“ der Literatur muß jedermann beeindrucken. Sie erlaubt nicht auszuweichen. Ebenso entschieden belegt de Haas, was er von Malraux' Verhältnis zur Politik hält: „Wer Malraux mißverstehet, wird einen Überhang der zerstörenden Mächte registrieren. Er wird sich irren. Malraux' Romane sind Schwefelbäder. Sie reinigen die Luft. Der Politische Virus wird beseitigt, das heißt, der ins äußerste Außen geratene Mensch wird dem innersten Innen zu begegnen haben, er wird zu seiner eigentlichen Würde wieder erhoben.“

Da haben wir es: Wer mißverstehet... wird sich irren. Von den Schwefelbädern und vom äußersten Außen nebst dem innersten Innern ganz zu schweigen. Genug davon. Wir hatten bloß den Anspruch des Klappentextes zurückzuweisen, de Haas sei ein Meister des Essays. Das ist er nicht. Er zählt zu den Anfängern, die zu schönen Hoffnungen berechtigen, man muß es sagen, besonders auch im Hinblick auf die zweite Abteilung des Buches, die gefällige Texte zum Verständnis unserer Gesellschaft enthält. Sie machen jedem gepflegten Feuilleton und jeder Revue Ehre. Freilich, de Haas fragt viel, aber nicht gründlich. Im „Stenogramm über Benn“, dem wärmsten, menschlichsten Stück der Sammlung stellt er zum Beispiel fest, daß die deutsche Intelligenz seit 1949 Benn mehr und mehr zu ihrem Helden gemacht habe. Was folgert de Haas daraus? Wichtig ist doch nicht, daß, sondern warum dies zutrifft. (Was hat es mit einer Intelligenz auf sich, die Benn idolisiert, und Jünger, Heidegger, Ritter und Schmitt?) Unseren meisterlichen Zeitdiagnostiker interessiert das offenbar überhaupt nicht. Er hört auf, wo's anfängt ernst zu werden. So überzeugen seine mitunter bestechend glatten Arbeiten bei allen redlichen Bemühungen nicht. Zweifel kennen sie nicht. Widersprüche umgehen sie oder ebnen sie ein: Pound darf eben mit dem Faschismus nichts zu schaffen haben, weil er ein großer Dichter ist, vielleicht auch bloß weil der Verlagstext, auf dem de Haas seinen Essay aufbaut,

davon nichts wissen will. Man mag das jugendlicher Anhänglichkeit an die Illusion zurechnen oder des Autors beschränkten Kenntnissen zugute halten. Beides entschuldigt, wer sich dazu versteht, die Literatur biologisch nach junger und alter, statt nach guter und schlechter zu unterscheiden. Das wird aber sinnlos, wenn die „jungen“ Autoren ihr Tun und Lassen nicht mehr als unfertiges Experiment, sondern als „wegweisend“ betrachten.

Wer seine Versuche gar als „Ausdruck unserer Zeit“ anpreist, muß sich fragen lassen, was er ausdrückt. Nicht selten erweist sich dann die Verpackung aufwendiger als der Inhalt. Das gilt nicht nur und nicht einmal in allen Punkten für de Haas, es gilt für das verzwickte Geschlecht der stilisierten Konformisten schlechthin: Das avantgardistische Gebaren der Winkelhemingways, der Bennkopisten und Wahllexoten steht in einem lächerlichen Verhältnis zu ihren Ergeb-

nissen. Am stärksten sind sie in ihrem Glauben an die schrankenlose Manipulierbarkeit des Literaturbetriebes. Er beruht auf der Verwechslung von Betriebssamkeit und Arbeit und der Gleichsetzung von Erfolg und Können. De Haas findet offene Worte darüber, soweit die Veranstalter für die unguten Zustände verantwortlich gemacht werden können. Es gehört aber durchaus in diesen Zusammenhang der „ordinären Soziologie der Buchkritik“, von der Professor Freund unlängst im „Monat“ handelte, wenn junge Lyriker, um ihre Gedichte gebeten, zwar auch ihre Verse, in erster Linie aber Artikel über ihre Altersgenossen und Geschäftsfreunde einsenden.

Als jener Herr Krämer, der im Kriege kleine Hitlerjungen vom sicheren Hort aus für ihren Einsatz lyrisierte und sich danach mit Forestiers Gedichten europäisch anbot, decouviert wurde, rühmte er sich, den neuen Typus des Manager-Verlegers darzustellen. Wer wollte bestreiten, daß er die Zeichen der Zeit erfaßt hat? Die Manager-Poeten sind tüchtig am Werk. Sie fragen nicht, wo die Literatur und die Politik dabei bleiben. h. p.

Ein neuartiger Bildband über Ägypten  
von Eugen Kusch

## ÄGYPTEN IM BILD

### Kultur — Land — Menschen

192 Seiten mit 150 ganzseitigen Abbildungen, Einführung, ausführlichen Abbildungs-Erläuterungen, historischer Übersicht und Ägypten-Karte. Großformat 23,5 X 30,5 cm, Ganzleinen DM 29,50.

Dieses Buch bringt von der Welt am Nil eine umfassende Gesamtschau, macht also über die übliche Darstellung der Kunstwerke hinaus auch Land und Menschen Ägyptens in ihrer Schönheit und Merkwürdigkeit zugänglich.

Der Autor ist nicht nur die Strafe der Kunstwanderer gezogen und hat den erhabenen Denkmälern zwischen Gise und Abydos, Luxor und Edfu, Assuan und Abu Simbel neuartige, das Typische unterstreichende Ansichten abgewonnen, sondern auch in entlegene Oasen wie Charga, Dachla oder das Siwa Alexanders des Großen und in die Unwirtlichkeit des Sinaigebirges eingedrungen, um mit der Kamera visionär wirkende Landschaften und unberührte Ansiedlungen festzuhalten. Über alledem hat er den eingeborenen Menschen nicht vergessen und viele prächtige Porträts aus den Städten sowohl als aus verträumten Dörfern mitgebracht. Zu den Bildern, die einen prägnanten Querschnitt durch Ägyptens Kultur vermitteln, gesellt sich eine umfassende Einführung und zu jedem Bild eine konzentrierte Beschreibung.

VERLAG HANS CARL / NÜRNBERG

### Präzisionsarbeiten

Nun hat der Bechtle-Verlag in Eßlingen nach den Gedichten *Heinz Pionteks* auch dessen Prosaskizzen in einem kleinen Buch zusammengefaßt. Verwandt in Thema und Tonart, bilden sie eine bestätigende Ergänzung zur „Furt“ und zur „Rauchfahne“. Der Untertitel des neuen Bändchens „Proben und Versuche“ ist gewinnend bescheiden. Ihm entspricht eine Zerteilung des Inhaltes, die allerdings nicht ganz verständlich wird. Die „Versuche“ verzichten allenfalls noch weitgehender auf äußere Geschehen und dienen noch etwas unmittelbarer der poetischen Vergegenwärtigung. Der letzte „Versuch“ gibt dem ganzen Büchlein die Überschrift: „Vor Augen“. (171 S. DM 6,80). Es ist ein Selbstgespräch, ein Dialog zwischen Ich und Ich, der das Geheimnis der Existenz anzudeuten unternimmt. Das Unternehmen bleibt selbstverständlich im Ungefähren, und die Analyse ergibt sogar Willkür in der Verquickung von Meditation und Beispiel. Es sind nämlich fünf winzige Lebensbilder eingepaßt, die nur durch geschickte Wortmechanik in diesem Rah-

# Besucht die 7 Heilbäder der Nordsee

BORKUM JUIST NORDERNEY BALTRUM LANGEÖG SPIEKEROOG WANGEROOG

„Schöne Ferienziele“ gegen Rückporto vom L.V.V. Ostfriesland, Emden, Postfach 223.

men gehalten werden. Den Sinn der Etüde enthüllt der Zuspruch am Schluß, geduldig und unverzweifelt — wenn auch einsam — auszuharren, bis aus der Dürftigkeit unsere Freiheit entsteht. Solche und ähnliche Gedanken stehen vielfach da, sowohl in den „Proben“ als auch in den „Versuchen“, nur nicht so orakelnd wie in der zu absichtsvollen Titel-Etüde. Folgende sieben Sätze aus sieben verschiedenen Skizzen geben in fortschreitender Anordnung die gedankliche Fracht der Sammlung wieder: „Er dachte: Am Leben bleiben. Überstehen — dies gilt. Nein, es hatte keinen Sinn, etwas zu halten, was sich nicht halten ließ. Wer flieht, gibt nicht auf. Er wußte, daß man anfangen kann, solange man noch Kraft hat, mit einem Spaten zu arbeiten. Die Gegenwart war karg, demütigend für viele, aber für sie war jede Gegenwart gut und gut, weil sie unermeßlich war. Ein Mann mit leicht gebeugtem Rücken, verwahrlost, nichtig, aber umgeben von einer milden und kühlen Freiheit.“

So gut wie alle Skizzen hängen mit der ostdeutschen Heimat Pionteks zusammen. (Er ist 1925 in Kreuzburg O/S geboren.) Immer wird kühl und präzise beschrieben. Piontek nannte einmal das Schreiben „ein genaues, mühseliges Reproduzieren treibender und versunkener Gedächtnisinhalte, Taucherarbeit, ein unablässiges Training.“ Als Höhepunkte der Deskription empfinde ich die Abschnitte „Oberschlesische Prosa“ und „Unterwegs zum Horizont“. Das Minimum an Aktion ist am Schluß der Skizzen nie völlig abgeschlossen, sie schwingen in einer Fermate aus. Wenige sind handgreiflicher, handeln von Fahrerflucht, Verkehrsunfall, Drohungen im Nachlokal. Sie sollen das Buch zugänglicher machen, damit es von ein paar Leuten mehr gekauft wird. (Übrigens ist das kein Vorwurf. Sicherheitshalber muß man das in Deutschland dazusagen.)

Hans Daiber

## „Kreuze in Karelien“

Die neuzeitliche Literatur Finnlands weist wenige große Namen auf. Nun scheint es, als ob das kleine Volk an den Ufern des Bottnischen Meerbusens mit dem Kriegsbuch des Textilarbeiters Väinö Linna den Anspruch auf einen ersten Platz auf der Tribüne der Weltliteratur anmelden wolle. „Kreuze in Karelien“ (Köln 1955, Verlag Kiepenheuer & Witsch, 474 S. DM 16,80).

Das Buch war in Finnland ein beispielloser Erfolg. Es wurde in 200 000 Exemplaren verkauft und das bedeutet, daß praktisch genommen fast jeder erwachsene Mensch es gelesen hat. Es wurde wütend angegriffen und überschwänglich gelobt. Auf der Suche nach Vergleichen nannte man Tolstoj, Remarque und — in etwas kritikloser Rezensentenbegeisterung — auch Thomas Mann. Sind diese großen Worte berechtigt?

Während des Winterkrieges gehörte dem kleinen Lande die Sympathie der ganzen freien Welt. Finnland hatte sich für das Prinzip der Freiheit der kleinen Nationen geschlagen. Trotz tapferster Gegenwehr war Karelien und Viborg verlorengegangen. Auf dem Boden der unverdienten Niederlage wuchs der Gedanke nach Revanche. Die Propaganda für einen neuen Waffengang schlug über das Ziel hinaus. Bald forderte man nicht nur die verlorenen Ostgebiete zurück, sondern träumte auch von einem Groß-Finnland, dessen Grenzen sich irgendwo in den russischen Weiten verloren.

Was dann in den Jahren bis 1945 geschah, haben Millionen Menschen miterlebt. Viele haben es zu schildern versucht, seinen gültigen literarischen Niederschlag aber fand es nicht. Erst im Herbst 1954 kam ein Buch heraus, das mit vielen immer noch bestehenden Illusionen Schluß machte. Der Autor war ein 34-jähriger kleiner Textilmonteur in Tammerfors; das Buch hieß „Tuntimaton sotilas“ — „Der unbekannte Soldat“.

Kriege werden auf den Rücken der



Völker ausgekämpft. Wenn die Nebel der hohlen Phrasen verfliegen sind, bleiben die Toten der Schlachtfelder, die Ruinen der Städte und zerbrochene Menschen zurück. Linna erlebte und schildert den zermürbenden Stellungskrieg an der Ostfront, das Chaos des Rückzuges und die fast vollständige Vernichtung seiner Gruppe, die, begleitet von den Fanfarentößen der Kriegstreiber „in den Rachen der Weltgeschichte geworfen worden war“.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die nahezu brutale Kraft, die tendenzlose Sachlichkeit und kühle Konsequenz der Schilderung etwas Neues ist. Hier ist wirklich Einer, der schreiben kann. Er läßt das ganze Grauen des Krieges lebendig werden. Hier werden Gefallene geplündert, Gefangene erschossen und Tote geschändet. Das geschah sicher überall, nur wurde es nicht überall mit so erschreckender Offenheit und chokierender Fertigkeit geschildert.

Daß neben Hunger und Tod, Haß und Verzweiflung immer auch der Humor seinen Platz in einem Winkel behauptet, mutet beinahe gespenstisch virtuos an.

Das Buch wurde verfilmt und in viele Sprachen übersetzt. Es gehört zweifellos zur ersten Garnitur der internationalen Kriegsliteratur. Ob es darüber hinaus das Buch des Krieges ist, würdig neben oder gar über Tolstojs „Krieg und Frieden“ zu stehen, möge dahingestellt bleiben. Doch gibt es wohl keinen lebenden Menschen, der dieses Thema bis in die letzte Konsequenz auszuschöpfen vermag.

Martin Grill

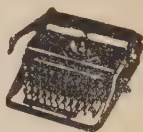
### Einer kehrte heim . . .

Clemens Forell nennt *Josef Martin Bauer* den seinen wirklichen Namen verschweigenden Helden seines erregenden Buches „*So weit die Füße tragen*“, das im Franz Ehrenwirth Verlag in München erschien und wohl das erregendste Buch dieses Jahres darstellt (450 S. DM 15,80). Erzählt wird darin das Schicksal eines deutschen Mannes unserer Zeit — eines Mannes, der als junger Offizier während des Zweiten Weltkrieges in russische Kriegsgefangenschaft gerät und später zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt wird. Dieser Mann berichtet aus entsetzlichem eigenem Erleben, welche Drangsal die im östlichen Sibirien in den Bleibergwerken Arbeitenden aus-

zuhalten haben. Er unternimmt einen Fluchtversuch, der mißlingt und ihm allerbarbarischste Marterung einträgt. Mit Hilfe eines aufgeschlossenen Arztes bereitet er den zweiten Versuch des Ausbrechens vor und — was so gut wie ausgeschlossen erscheint — gelingt: dieser Forell bricht Ende Oktober 1949 auf, übersteht Gefahren und Nöte, die alles, Vorstellbare übersteigen, und trifft am 22. Dezember 1952 in München, seiner Vaterstadt, ein. Achtunddreißig Monate, das sind drei Jahre und zwei Monate war er unterwegs. Ein Jahr später, im Winter 1953 auf 1954 hat ihn der Verleger Ehrenwirth in einem kleinen Münchener Lokal getroffen, ihn erzählen hören und den Entschluß gefaßt, dieses unerhörte Stück Leben unserer Zeit in ein Buch einzufangen und andere daran teilhaben zu lassen. Selbst zu schreiben hat der Mann nicht vermocht. Ein Schriftsteller mußte gefunden werden, der ihm als Sprachrohr dienen konnte. Josef Martin Bauer erhielt den Auftrag des Verlegers und hat mit dem Heimkehrer lange Gespräche geführt. Er und der Verleger verbürgen sich für die Wahrhaftigkeit der Geschichte, die — allem Mißtrauen entgegen — keine Legende ist. Und es ist mehr als eine Legende. Es ist eine Odyssee unseres Jahrhunderts, es ist noch mehr, denn was dieser Mann erlitt, welche Irrwege er ging, welche Qualen ihm auferlegt wurden, was er erfuhr und erlebte, geht weit über die Möglichkeiten der homerischen Welt hinaus. Man wird das Buch lesen, wie Jungens Karl May lesen, und nicht davon loskommen. Man wird es lesen wie ein Stück Realität dieser Zeit und an mehr als einer Stelle vor Erregung zittern, mitunter einhalten müssen beim Nachlesen des-

### Wissen Sie schon

daß auch wir Ihnen eine  
Markenschreibmaschine  
ab 211,50 DM bar oder  
ab 4,- DM Anzahlung  
u. kleinste Monatsraten  
liefern können? Fordern Sie unverbindliches  
Angebot noch heute an! Prospekte kostenlos



durch  
Deutschlands ältestes Fachversandhaus  
» O R E «

Würzburg 3  
Eichendorffstr. 5

Köln - Rodenkirchen  
Weisserstraße 106

sen, was diesem Manne auferlegt worden ist. Man wird erschrecken und stauen über die Drangsal und die Leistung dieses Einen, der zu Fuß aus Sibirien gekommen ist. Seine Augen sind gelb geworden. Er hat den Farbsinn verloren. Aber er ist Mensch geblieben, als Mensch gewachsen, auch wenn sich mitunter sein Gedächtnis verwirrt. Er kennt keinen Haß. Er schildert noch seine ärgsten Schinder, die übrigens Landsleute waren und keine Russen, trotz allem als Seinesgleichen: Geschöpfe Gottes.

Karl Rauch

### Echtes Erzählertum

bekundet Jan Dobraczynski in „*Bottschaft der Sterne*“ (Heidelberg 1955, F. H. Kerle. 280 S. DM 12,80). Mit meisterlichem Können werden die alttestamentarische Welt und die Urfehde zwischen Jehova, dem jüdischen Gott, und seinem Widersacher Baal beschworen. Der strahlende, immer siegreiche Nebukadnezar und der Unheilsprophet Jeremias sind die historischen Gegenspieler. Nicht von vornherein ist Nebukadnezar der Feind und Verfolger des Gottes Jehova, dem er Opfer bringen läßt, da es wohl klug und einträglich erscheint, mehreren rivalisierenden Gottheiten zu opfern. Der Gott Jahwe flößt dem Babylonier Respekt ein, er hätte ihn gern zum Verbündeten, und nur nach vieljährigem Hin und Her endet das Ganze mit der Zerstörung Jerusalems 586 vor Christi Geburt. Zuvor verzeiht Nebukadnezar der unbotmäßigen Stadt zweimal ihre Widerständigkeit und jedesmal auf Fürsprache des Greises Jeremias, dessen undankbare Aufgabe es ist, dem auserwählten Volk — als Preis seiner Laster — den Untergang zu prophezeien. Wie der babylonische König und der jüdische Prophet um einander werben, heimliche Drohung, halbes Geben, halbes Nehmen, alles auf der Grundlage des unfreiwilligen Respektes vor der außerordentlichen Persönlichkeit des Anderen, das ist packend gestaltet. Der eifernde Prophet, der mit seinem Volk und mit seinem Gotte hadert, sich gegen die innere Berufung wehrt, der er sich doch nicht etziehen kann, wird zum Beispiel eines tragischen Berufenseins, das man lange nicht vergißt. Ein vorbildlicher historischer Roman, für den Dobraczynski zum zweiten Mal einen polnischen Lite-

raturpreis erhalten hat, der nur für Verdienste um betont christliche Literatur verliehen wird. (Freilich: der politische Hintersinn bleibt fraglich!)

Peter Eckart

### Die Erde hat viele Namen

Vier größere Arbeiten, die er ursprünglich für den Rundfunk schrieb, hat Ernst Schnabel nun zu einem Buch zusammengestellt: „*Die Erde hat viele Namen*. Vom Fliegen in unserer Welt“ (Hamburg 1955, Claassen Verlag. 263 S. DM 9,80). Was den Autor erfährt, während er die Erde fliegend umkreist, ist „Verwunderung über unsere vertraute Welt“. Sie wird zu einem überblickbaren Ganzen, das er unter „vielen Namen“ erlebt, zu einem faszinierenden, „unglaublichen Film“, der vor dem Fenster der Maschine abläuft, obgleich es nicht mehr Leben auf dieser Erde gibt „als Moos auf einem alten Stein“. Was an der Sprache Schnabels einmal auffällt, ist ihre Saloppheit. Zum anderen ihre oft hochpoetische Kraft und Präzision, ihr blitzend-modernes Vokabular. Man begegnet überraschenden Kameraschwankungen und einer Fülle kühner Bilder — der Gletscher „wiederholt den Himmel wie ein Echo“. Details, einzelne Szenen, werden scharf, zuweilen überscharf, beleuchtet. Diese knapp, gedrängt geschriebenen Impressionen von Urwäldern, Wüsten, Ozeanen und Städten scheinen in ihrer nervös-angreifenden Erzählweise in besonderem Maße für den Funk geeignet.

Walter Helmut Fritz

### Spätes Histörchen

Wer in Erik Regers nachgelassener Novelle „*Raub der Tugend*“ (Berlin 1955, Argon Verlag. 96 S. DM 3,50) die mysteriöse Halsbandaffaire um Marie Antoinete endlich enträtselt zu finden hofft, wird kaum auf seine Kosten kommen. Die gern behandelte Episode vom Vorabend der Französischen Revolution wird wohl ewig verschleiert bleiben. Was jedoch von Satz zu Satz an dieser bestechend ersonnenen chronique scandaleuse fesselt, ist die lebenskluge Entwirrung der Motive, die eindringliche Zeichnung allzumenschlicher Leidenschaften. Das Aufgebot historischer Personen ist höchst dramatisch arrangiert und agiert einem glaubhaften Schluß entgegen. Was bleibt, ist neben

einer faßbaren Interpretation verschlungener Intrigen der aktuelle Satz, daß „eine Königin sich noch dem Ideal der Wäscherinnen zu nichten“ habe, womit die Thematik des reputierlichen Leitartiklers auch durch dieses spannende Histörchen klingt. *Arnold Landwehr*

### Wilhelm Raabes Werk

„Man wird ihn vielleicht doch noch erkennen; er hat die Anwartschaft darauf, denn er hat jenes die Kritik verwirrende Plus, jene Dimension zuviel, die so schwer einzureihen ist und die sich mit der Zeit meistens doch durchsetzt.“ So schrieb Hermann Hesse über Wilhelm Raabe, und es ließen sich mancherlei ähnliche Stimmen anfügen, die davon sprechen, daß die Deutschen Raabe für sich noch entdecken müßten, jenen echten Raabe, der nicht nur ein großer Erzähler und Dichter, ein Menschengestalter und Darsteller von Welt war, sondern auch ein Wissender und Weiser, ein Deuter des menschlichen Schicksals aus jenen Tiefen heraus, aus denen das Schicksal selbst kommt. Vielleicht haben viele bisher in Raabe nur den Erzähler gesehen, sie haben den Humoristen geachtet und geliebt, das aber ist nicht der ganze Raabe. Es gibt den anderen, der in die Hintergründe und in die Abgründe des menschlichen Daseins eindringt, der eine Welt gestaltet aus der großen Fülle seiner Weltanschauung, mit der Kraft seiner starken, reinen, oft herben Sprache. Raabe war tiefer und reicher als seine Zeit, darum konnte ihn seine Zeit nicht sehen. Wir meinen aber, unsere Zeit müsse nach allem, was sie erlebt hat, die Fähigkeit erlangt haben, Raabe wahrhaft zu erkennen und in der Ganzheit seines Dichtertums sich anzueignen. Dazu ist nun auch äußerlich Gelegenheit gegeben, insofern die Verlagsanstalt Hermann Klemm in Freiburg eine gute Auswahl des Raabeschen Werkes vorlegt: *Wilhelm Raabe: „Werke in vier Bänden“* (745, 763, 675 u. 767 S. zus. DM 36,50), die alle wichtigen Werke in guten, lesbaren Texten mit ausführlichen Anmerkungen darbietet. Die Texte selbst gehen auf die große kritische Ausgabe zurück, die Professor Dr. *Karl Hoppe* besorgt, der gleichzeitig für diese Auswahl verantwortlich zeichnet. Dem vierten Bande hat der Herausgeber eine knappe, aber gut orientierende biographi-

sche Darstellung beigegeben. Die Ausgabe selbst hat es sich bewußt zur Aufgabe gemacht, die künstlerische Entwicklung Raabes sichtbar zu machen, dem Leser aber gleichzeitig die Werke nahezubringen, die heute besonders lebendig sind, das heißt die großen gegenwartsnahen Romane und Erzählungen.

*Otto Heuschele*

### Paul Valéry

Daß in einer recht guten Übersetzung die *Briefe Paul Valérys* vorliegen (Wiesbaden 1954, Insel-Verlag. 259 S. DM 16,—), müssen wir dankbar begrüßen. Hier handelt es sich nämlich um etwas ganz Außergewöhnliches, unvergleichbar mit den vielen Briefveröffentlichungen, die sich aus Passionen, Indiskretionen oder Verfälschtem zusammensetzen. Davon kann bei Paul Valéry nicht die Rede sein. Die Auswahl der Briefe ist vortrefflich seinem geistigen Werdegang über 55 Jahre angepaßt. Sozusagen auf privater Ebene begegnen wir dem dichterischen Genie unserer Epoche. Vom schwungvollen Symbolisten können wir ihn begleiten bis zu dem abgeklärten, objektivierten Seher unserer Zeit. Dabei stellt die Lektüre sozusagen ein „studium generale“ dar. Sämtliche Lebensgebiete sind mit einbezogen, ob Kunst, Politik oder Wissenschaft. Alle werden Mittelpunkt, ja Symbol der Epoche. Muß noch gesagt werden, daß es sich bei diesen Briefen um stilistische Meisterwerke handelt, die als Signet die impulsive Anteilnahme des Verstandes ebenso wie des Herzens tragen? Wie aber soll man in einer kurzen Besprechung all dies ausdrücken? Valéry hat schon recht, daß es nichts Schwierigeres gibt als ein Buch, das uns Gedanken mitteilt und neue Tatsachen gebracht hat, in wenigen Zeilen zusammenzufassen, welche die Fülle von Erleuchtung und Rätseln enthalten sollen, die im Geist des Lesers durch die Lektüre erweckt werden.

Valéry korrespondiert wirklich mit den Großen seiner Zeit. Dabei bleibt die Frage, was die Zeit ist, immer offen. Seitens der Seele, so schreibt er, habe Bergson sie herrlich attackiert, seitens des zeitlichen Ablaufs Einstein. Man muß „Herr Teste“ lesen, um zu verstehen, was Valéry hier alles anrührt.

So gut die Übersetzung auch erscheint und sich lesen läßt (der Originaltext stand zum Vergleich leider nicht zur



Verfügung), so überhastet scheinen die Anmerkungen zustande gekommen zu sein. Das wird nicht gesagt, weil man ein Namensverzeichnis vermißt, auch nicht, weil die Anmerkungen allzu spärlich erscheinen, sondern deshalb, weil die vorhandenen zum Teil oberflächlich oder wenig durchdacht anmuten. Wenn der Dichter in einem Brief von der „Bouillabaisse“ unseres Lebens spricht, dann kann man in den Anmerkungen nicht sagen „eine Art Suppe aus verschiedenerelei festen Fischen“. Geradezu unverständlich aber bleibt es, daß es von einem der schönsten Briefe, dem an Lecomte du Noüy, in der Anmerkung heißt: „Über den Empfänger dieses Briefes und das von ihm übersandte Buch konnte nichts ermittelt werden“. Dabei gehört der 1947 verstorbene Dr. Pierre Lecomte du Noüy zu den umwälzenden Geistesgrößen Frankreichs, der unter seinen rund zweihundert Publikationen im Jahre 1936 ein Buch über den Begriff der „biologischen Zeit“ erscheinen ließ. Darin stellt er diesen Begriff der physikalischen Zeit totter Dinge entgegen und findet ein Gesetz, das nach einer logarithmischen anstatt einer arithmetischen Folge abläuft. Ins Leben übertragen will das soviel heißen, daß die Zeit für ein Kind nicht denselben Wert hat wie für einen Erwachsenen. Hätte eine Postkarte des Herausgebers an einen noch lebenden Freund Valéry's in Paris diesen Zusammenhang nicht leicht klären können? Dennoch kann dieses schön gedruckte Buch, das wichtiger und beglückender ist als manches andere, nicht warm genug empfohlen werden. *b. e. h.*

### Der weiße, weise Jäger Hemingway

Neunzehn Jahre nach seinem Erscheinen jenseits des großen Wassers kommt ein Buch zu uns — und kommt um keinen Tag zu spät: „Die grünen Hügel Afrikas“ von Ernest Hemingway (Rowohlt Verlag, Hamburg, 244 S., DM 12,80; aus dem Amerikanischen von Annemarie Horschitz-Horst). Das Entscheidende an diesem Jagdbericht eines weißen, weisen Mannes im schwarzen Land ist die Perspektive: Es geht hier um weit mehr als die Darstellung einzelner Jagderlebnisse, mögen sie auch mit noch so starker atembeklemmender Intensität geschildert sein; es geht hier um das Leben, in dem sich der Mensch

erst angesichts des Todes beweist — wie in allen Büchern Ernest Hemingways. Dieses Leben aber ist eine Wildnis, ist gleich dem afrikanischen Busch dunkel, erregend, voller Gefahren, voll von Dingen, die sich nicht vorausberechnen lassen. Ein jeder von uns ist der weiße Jäger, der sich in dieser Wildnis zu behaupten hat. Grundwahrheiten also sind es, denen Ernest Hemingway auf der Fährte ist. Wichtig dabei ist nur, daß „du immer ganz auf der Höhe bist“, daß du deine ganze Lebenskraft daran setzt, dem Stier in der Arena, dem Büffel in der Steppe oder dem Löwen im dichten Schilf nicht zu unterliegen. Wenn du nur treu zu einer Sache stehst, dann wirft dich auch kein Mißerfolg um, dann packt dich auch das Glück — „ein verdammtes gutes Leben, kann ich dir sagen“.

*Helmut M. Braem*

### Knappe Pointe

Liebe und Haß, Mord und Selbstmord erfüllen den nach einem bitteren Wort von Giraudoux benannten Roman „... es nennt sich Morgenröte“ von Emmanuel Robles (deutsch von N. O. Scarpi; Frankfurt am Main 1954, Europäische Verlagsanstalt. 253 S. DM 9,80). Dies preisgekrönte Werk der modernen französischen Literatur zieht auch uns an. Der Dichter versetzt uns in die unbekannte und vielfach altertümliche Welt Sardinien's. Ein Arzt, der in einer matten Ehe lebt und bei seiner Geliebten unendliche bis ins letzte und mit Geschmack geschilderte Freuden genießt, macht sich strafbar, indem er einen alten Kriegskameraden vor der Polizei verbirgt. Der arme Teufel hat einen ekelhaften reichen Kerl, der ihn obdachlos macht und so an dem Tod seiner kranken und von dem Lüstling vergebens umgierten Frau schuldig geworden ist, in Wut und Eifersucht niedergeschossen. Der Arzt, nicht geschaffen, einen Kampf mit der Polizei zu führen, wird von dem ihn belastenden Druck befreit, indem sich der Mörder zu rechter Zeit das Leben nimmt. Die Geschichte schließt mit der knappen Pointe, daß der Polizeikommissar selbst den verdächtigen Arzt zu der Geliebten fährt, die anders als die Ehefrau die Tat versteht und zu helfen bereit ist. Bei aller Knappheit der Fassung geht von dem Roman ein starkes, oft auch wärmendes Leuchten aus. *Paul Weiglin*

## Unmögliche Stellvertretung

Dem Roman „Im Schatten Luzifers“ von William E. Barrett (Berlin 1954, Staneck Verlag. 524 S. DM 16,80) fehlt es weder an Fülle der Handlung noch an Sicherheit der Gestaltenzeichnung, weder an Farbigkeit noch an Spannung. Auch wer sich gern mit der Psychologie des Verbrecherischen befaßt, kommt ganz auf seine Kosten. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Darstellung der Beziehung zwischen zwei Brüdern (zwei der Hauptfiguren) als einer — sehr typisch „brüderlichen“ — gegenseitigen Bindung wie Widersetzlichkeit. Auch kann wohl noch — trotz etwaiger moralischer oder pädagogischer Bedenken — hingenommen werden, wenn eine höchst dubiose Praxis von Polizeigewalt und Justiz aufgezeigt wird (wieweit sie als typisch gelten kann, mögen Kenner des amerikanischen Westens beurteilen), ohne daß man den Eindruck eines eigentlichen Anprangerns hat. Fragwürdig scheint uns die Lösung eines folgendermaßen zugespitzten Falles: es ist sicher, daß notorische Missetäter für das Verbrechen A verantwortlich sind, doch ist diese Verantwortlichkeit prozessual nicht feststellbar geworden; also Freispruch. Es ist sicher, daß dieselben für das Verbrechen B *nicht* verantwortlich sind, doch gelingt hier prozessual ein „lückenloser“ Indizienbeweis; also Verurteilung. Weder die Anrückigkeit einer Protektionswirtschaft übelster Sorte — um derentwillen die saubere Erledigung der Fälle unterbleibt — noch das „Juristische“ soll hier interessieren, aber dies: der (höchst sympathische) in beide Fälle verwickelte Polizeioffizier, einmal schuldig und einmal unschuldig, wendet sich in seiner Gewissensnot an den Priester, also den Vertreter kirchlicher Autorität, und, summarisch gesprochen, ist das Endergebnis: er möge sich in der Einsicht beruhigen, daß die notorischen Verbrecher mit der Strafe für Nicht-Begangenes bestraft werden für etwas Begangenes, wo die Überführung scheiterte. Eine solche Argumentierung bedeutet letztlich die völlige Untergrabung von Moral und Recht: der Grundsatz der Wahrheit wird verletzt. (Überdies: Man setze nur den Fall eines verschieden hohen Strafmaßes, und schon wird „nur juristisch“ die Fehlentscheidung deutlich. Aber selbst Strafgleichheit vorausgesetzt: wer dürfte für einen *nicht* begangenen, aber „bewiese-

nen“ Mord gehängt werden *statt* für einen begangenen, aber unbewiesenen!..) Es gibt, und gerade im Verbrecherischen, eine Stellvertretung weder in der Person noch in der Sache... Literarisch betrachtet, scheint die beabsichtigte grundsätzliche Voraussetzung des Buches verfehlt: die (negative) Heldin „soll“ durch den Erwerb einer dämonischen Figur zu all ihren Schlechtigkeiten veranlaßt worden sein. Diese Verknüpfung ist nicht schlüssig: der Leser ist sehr bald der Meinung, daß die Heldin auch ohne diese Figur so böse wäre! So ist die Fabel also gleichsam mit zu dünner Schnur an ihrem Haken aufgehängt...

Hans v. Savigny

## Tiefenpsychologie

Jeder flüchtige Blick auf die Wirklichkeit des öffentlichen Lebens in den westlichen Demokratien belehrt uns darüber, mit welch' beängstigender Schnelligkeit der Sozialstaat, der Staat von oben gelenkter Wohlfahrt sich ausbreitet und auch den noch widerstrebenden Bürger in offener oder versteckter Form in seine Abhängigkeit zwingt. Merkwürdigerweise steht diesem gewaltigen Siegeszug des Staatssozialismus eine immer heftiger werdende Diskussion gegenüber, selbst um die wissenschaftlichen Grundlagen des Sozialismus. Die Kritik an der politischen Ideologie des Fortschrittes wächst, desgleichen das Fragen nach einer möglichen Bedrohung des Menschen durch solch' erwungene Sicherheit. Im Bereich der Psychologie, insbesondere der Psychoanalyse und Tiefenpsychologie, beobachten wir etwas ganz Ähnliches. Zweifellos ist die analytische Psychologie zu einem wesentlichen Bestandteil des modernen Bewußtseins geworden, ihre Denkweise bestimmt das Verhalten der Masse, ihre Fachausdrücke, wie „Verdrängung“ oder „Komplex“ sind in die Umgangssprache übergegangen, und ihre Lehrsätze haben das Gewicht wissenschaftlicher Dogmen erreicht. Trotzdem spitzt sich der Kampf um den Sinn und Unsinn solcher Psychologie mehr und mehr zu. Es erhebt sich immer dringender die Frage, ob und was der Mensch sich damit zufügt, daß er sich nur psychologisch verstehen will und sich in die Abhängigkeit psychologischer Utopien begeben hat. Die moderne, der Technik fast völlig dienende Wissenschaft trägt ebenso sehr den rechtmäßigen Drang nach

Wahrheit und Erkenntnis in sich, wie den nach Macht und Vergewaltigung. Hier neue Scheidewände aufzurichten, wird eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben unserer Zeit sein. Was aber die Psychologie betrifft, der vom Durchschnittsmenschen heute eine fast magische Verehrung entgegengebracht wird, so sind gerade, weil hier das Schlagwort, die Verallgemeinerung und die absichtliche Verschleierung der Probleme zu regieren beginnen, der sachgerechte Überblick, die redliche Unterrichtung und die vorurteilsfreie Wiedergabe gesicherter Ergebnisse von größter Bedeutung. Nur so wird auch der nicht fachlich durchgebildete Leser und Laie in den Stand gesetzt, das Wesen und die Begrenztheit moderner Psychologie beurteilen zu können.

Unter der Masse der Neuerscheinungen, die sich mit psychologischen Erkenntnissen und deren Nutzenanwendung beschäftigen, hebt sich die soeben bei Eugen Diederichs erschienene „*Tiefenpsychologie*“ Friedrich Seiferts (340 S. DM 15,80) deutlich und wohltuend ab. Einmal weil die Entwicklung der Seelenwissenschaft hier nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit anderen geistigen Strömungen gesehen wird, denen die Psychologie ihre heutige Stellung mit verdankt, zum andern weil der Autor mit wünschenswerter Klarheit herausgearbeitet hat, daß es die Erschließung des Unbewußten im Menschen war, die aus einer Hilfswissenschaft der Physiologie eine zentrale Lebens- und Verhaltenslehre hat werden lassen. Die Geschichte der Tiefenpsychologie im engeren Sinne ist die Entwicklung dieser Lehre vom Unbewußten. Sie führt von Sigmund Freud, über Alfred Adler zu C. G. Jung, wobei die beiden ersteren im Unbewußten vorwiegend etwas Negatives sahen, ein bloßes Reservoir für verdrängte Wünsche und unlösbare Komplexe, einen gefährlichen Mutterboden von Sexualtrieb und Machtstreben. Seifert zeigt nun auf, zu welchen Fehldeutungen und Verkennungen sowohl Freud wie Adler gezwungen waren, weil sie so gut wie alle seelischen Äußerungen entweder nur auf den Geschlechtstrieb oder den Machtwillen zurückführten. Demgegenüber bedeute C. G. Jungs Auffassung der Psyche, als der Gesamtheit aller bewußten und unbewußten Schichten des Menschen, erst die eigentliche Tiefenpsychologie, insofern sie das Un-

bewußte als den Ort der schöpferischen Phantasie, die Quelle symbolbildender Kräfte, als das Fundament des Ich und als die wesentliche Tiefendimension jedes Individuums begreift. Von Freud zwar ursprünglich ausgehend, hat C. G. Jung ein großes Lehrgebäude errichtet, in welchem der Mensch immer als Ganzes, d. h. persönlich und unpersönlich, geschichtlich und einmalig nach seiner psychologischen Verstehbarkeit erscheint. Gerade die Wiedergabe von C. G. Jungs Kernlehre, den Archetypen, und die Klärung ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung ist Seifert vorzüglich gelungen, zumal er hier seine Darstellung durch eigene praktisch-psychotherapeutische Erfahrungen auflockern und bestätigen kann.

Joachim Bodamer

### Beängstigende Technik

Mit seiner Schrift „*Von der Axt zum Atomwerk*“ (Zürich und Stuttgart, Artemis-Verlag. 134 S. DM 6,80) leistet Hans Zbinden einen nützlichen Beitrag zu der noch weitgehend in ihrer Anfangsphase stehenden Diskussion zwischen dem Menschlichen und dem Technischen. Seine kleine Schrift ist reich an Gedanken verschiedenster Art, flüssig abgefaßt und der Beachtung wert, nicht zuletzt wegen ihres soziologischen Rückblicks auf die technische Entwicklung der letzten Jahrhunderte, selbst wenn der kritische Leser zahlreiche Einwände vorzubringen hat. Die Gefahren der Technik werden zweifellos vom Verfasser richtig gezeichnet, man versteht aber schwer, weshalb er es für erforderlich hält, die Technik gewissermaßen als intellektuelles Phänomen moralisch zu werten, wo wir doch genau wissen müssen, daß wir ihren Lauf durch moralische Verurteilungen nicht aufzuhalten vermögen. Gewisse Ansichten enttäuschen in dieser Beziehung durch mangelnde Gründlichkeit. Soll man wirklich glauben, daß „überall, wo die Eisenbahn hindrang, der Reichtum regionalen Daseins langsam abstarb“ oder daß „die Technik uns nicht weniger, sondern stets mehr Arbeit gebracht hat“?

Mit Recht fordert Zbinden ein menschliches Aufholen der Technik gegenüber. Unterschätzt er aber nicht den bisherigen Fehlschlag unserer geistigen Kräfte, wenn er das Übergewicht der Technik nur dadurch erklärt, daß „die geisteswissenschaftliche Arbeit und Erziehung sich isolierte oder gar, mit Geringschätzung



auf das Technische und Wirtschaftliche blickte . . . Seine Auffassungen gipfeln in dem vielleicht etwas zu intellektuellen Glauben: „Die nächste Revolution wird eine geistige und moralische Revolution sein, verbunden mit einem neuartigen Streik — ein Streik wider die Diktatur der Technik.“ Diese Rückkehr zum Maschinenstürmertum gleicht bedenklich einer keineswegs erforderlichen Demission des Menschlichen vor der Technik.

Alfred Frisch

### Schwächen der Bildung

James B. Conant, Chemieprofessor, langjähriger Präsident der Harvard Universität und heute amerikanischer Botschafter in Deutschland, spricht hier als Soziologe und Erzieher — Erziehungspolitiker, könnte man vielleicht sagen. Sein knapper Überblick über die Entwicklung, Organisation, Aufgaben und Probleme des amerikanischen Schulsystems deckt Wechselbeziehungen zwischen Gesellschaft und Schule auf: „*Gleichheit der Chancen*. Erziehung und Gesellschaftsordnung in den Vereinigten Staaten.“ (Bad Nauheim 1955, Christian Verlag. 102 S. DM 6,80).

Conant glaubt, daß die amerikanische Gesellschaft trotz vieler Rückschläge und Enttäuschungen sich den Glauben an die Gleichheit der Chancen als Voraussetzung einer funktionierenden Demokratie erhalten hat. Dies Ideal spiegelt sich im Erziehungssystem, das die frühe und später nicht mehr zu überwindende Trennung in Oberschüler und Volksschüler nicht kennt (wenn man von den wenigen, keineswegs repräsentativen Privatschulen absieht). Auch die Kluft zwischen Akademikern und Nichtakademikern kann in einem Lande niemals so schroff werden, in dem ein Drittel aller Jugendlichen an Colleges und Universitäten studiert. Ohne den Glauben der Öffentlichkeit an die Allmacht von Aufklärung und Bildung wäre die einzigartige Expansion der amerikanischen Hochschulen in den letzten fünfzig Jahren nicht möglich gewesen. Gewiß hat die rapide Industrialisierung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die europäischen Staaten zu einer Ausweitung ihrer Schulen und Hochschulen gezwungen. Überall brauchte man mehr und besser trainierte Experten für die wachsende Zahl neuer, spezialisierter Berufe. Nirgendwo jedoch wurde das

Prinzip, daß akademische Ausbildung Privileg kleiner Gruppen sein soll, so erfolgreich durchbrochen wie in den USA.

Conant zeichnet kein Idealbild von seinem Land. Er sieht deutlich die Probleme, die sich aus dem Wachstum der Studentenzahl ergaben: das Absinken des Unterrichts bis gelegentlich hinab auf das Niveau des „baby talk“ in Schulklasse und Hörsaal; die Vernachlässigung der Begabten zugunsten des Durchschnitts; die Gefährdung der „Kulturwissenschaften“, die im Zeitalter der angewandten Natur- und Sozialwissenschaften als Luxus gelten. Gerade diese Probleme scheinen uns keine spezifisch amerikanischen zu sein. Sie sind in Deutschland ebenso aktuell. Deshalb verdienen Conants Verbesserungsvorschläge unsere Aufmerksamkeit. Großzügiger Ausbau der Universitäten, ein das ganze Land umfassendes System von Stipendien, kleine Klassen und Widerstand gegen alle Tendenzen, die den Professor zum Angestellten degradieren und politische Dissenter mundtot machen wollen.

Hoffen wir, daß dies liberale, tolerante Buch eines bedeutenden Gelehrten und erfahrenen Praktikers unsere Kultusministerien erreicht. Es kann uns allen helfen, das Vorurteil von der Überlegenheit deutscher Bildung und Erziehung abzubauen, denn die Schwächen, die Conant im amerikanischen System erkennt, sind bei uns ebenso bekannt ohne daß wir größere Stärken aufzuweisen hätten.

Helge Pross

### Silvio Gesell

Gerechtigkeit ist die Abwesenheit von Privilegien. So begründete Seume, der wackere Wanderer, vor 150 Jahren seinen Republikanismus. Vor 50 Jahren fand Silvio Gesell fast die selben Worte, um den sozialetischen Kern seiner Geldtheorie zu erklären. Die Ähnlichkeit ist keine äußerliche. Nicht bloß, daß die Gerechtigkeit nach wie vor in ihrem Lauf gehemmt wird, bestimmt die Formulierung. Beide Männer haben auch sonst viel Gemeinsames: die Geradheit des Auftretens und die unablässige Sorge um die Menschen. Ernst und kindliche Begeisterung für ihre Sache bewegen sie gleichermaßen und im Innersten verbunden. Man trifft heute so selten Männer dieses Schlages, daß uns fast die Worte fehlen, oder besser *das* Wort das ihrem Wesen gerecht wird. Es

## Mit großem eigenen Nachrichtendienst



*Wenn man schon nicht in München leben kann, sollte man wenigstens davon lesen.*

klings unbenutzt; es heißt: aufrecht. Aufrechte Männer waren die beiden, und das ist viel. Im Alemannischen gibt es den kräftigeren Ausdruck „senkrecht“ dafür, und so ist es gewiß kein Zufall, daß der Biograph Gesells, dem wir unseren Eindruck vom Pionier des liberalen Sozialismus verdanken, ein Schweizer ist, dem die einfache Sprache Kellers zur Verfügung steht. *Werner Schmid: „Silvio Gesell“* (Bern 1954, Verlag freiwirtschaftlicher Schriften. 364 S. mit Bildern, sfr. 21.—). Schmid ist als Autor wie als Redakteur der Wochenschrift „Freies Volk“ wohlbekannt. An die Lebensgeschichte Gesells ging er als Anhänger der freiwirtschaftlichen Theorie heran. Er kannte Gesell (1862—1930) selber nicht mehr, hat aber von Freunden und Angehörigen dieses imposanten Einzelgängers genug Material erhalten, um die Geschichte seines Lebens so aufzeichnen zu können, daß der Leser überzeugt ist, daß es so und nicht anders verlaufen ist, ja nicht anders verlaufen konnte. Über die Lehren Gesells werden verschiedene Schulen immer verschiedener Ansicht sein, und vielleicht werden die Meinungen sogar weiter auseinandergehen, je mehr sich einzelne Erkenntnisse Gesells in der akademischen Finanztheorie durchsetzen; aber das ist nicht das Entscheidende. Schmid's biographische Leistung bringt uns mehr als die Auseinandersetzung mit einem bedeutenden Reformprogramm. Sie beweist, daß auch in unserer, an Käuzen und Sonderlingen nicht armen Zeit, ein einzelner Mann gegen den Strom der öffentlichen Meinung seine Konzeption wirksam vertreten kann, wenn er auch zunächst nur Kräfte weckt, auf die er es, gemessen am großen Ziel, nicht abgesehen hatte.

*b. p.*

### Der Holzweg

*Friedrich Glum*, Professor für politische Wissenschaften an der Universität München, erhebt weder den Anspruch, als Philosoph, noch den andern, als Historiker zu sprechen, da er beides von haus aus nicht ist. Aber er hat schon seit der Zeit vor 1914, wo er als junger Verwaltungsbeamter noch dem kaiserlichen Deutschland diente, wach und kritisch Zeit und Gesellschaft auf die Finger geschaut und es ist ihm kaum eine ihrer Regungen entgangen. So kann er aus einer Erfahrung mitsprechen, die immer Tuchfühlung gehabt hat, und mit der Gerechtigkeit desjenigen schreiben, der, keiner Doktrin verpflichtet, allen Gerechtigkeit widerfahren lassen will, indem er sie aus ihren Gründen begreift. Den nicht gleich durchschaubaren Titel „*Philosophen im Spiegel und Zerrspiegel, Deutschlands Weg in den Nationalismus und Nationalsozialismus*“ (München, Isarverlag. 287 S. DM 15,—) hat Glum für sein Buch aus dem einfachen Grunde gewählt, weil er einerseits den Deutschen sagen will, daß sie den Westen mißverstanden haben, andererseits dem Westen bedeuten möchte, daß er den Deutschen Unrecht tat: wir haben Locke, Rousseau, Tocqueville vielleicht verzerrt gesehen; aber Fichte, Hegel und Nietzsche stehen andererseits nicht für die spätere deutsche Hybris, die, sie mißverstehend, sich auf sie berief.

Wichtiger als diese Beweisführung ist aber was bei Glum zwischen den Zeilen abfällt. Daß die deutsche Jugendbewegung, 1933 von den braunen Marschierern überrannt und sich ihnen gewiß wenig verwandt fühlend, andererseits aber eben doch mit bestimmten

Zügen deren Vorläufer war, ist selten so scharf ausgesprochen und so nüchtern begründet worden. Sie hatte sich mit Recht gegen einen flachen Nationalismus und das satte Bürgertum aufgelehnt, sogar gegen unecht deutschümelnde Romantik, gegen hohle konventionelle Formen; aber auch sie gebrauchte etwas zu oft das Wort vom eignen Ahnenerbe, geradezu leidenschaftlich das Wort „art-eigen“, das bei den Braunen dann eine so verhängnisvolle Rolle spielte; sie liebte zu sehr die Gegenüberstellung deutscher „Kultur“ gegen westliche „Zivilisation“; sie wollte heldisch sein und sie war nationalsozial antidemokratisch, sagt Glum; es war eine Bewegung von Bürgersöhnen, die wenig Kontakt hielten zu dem was im internationalen Lager stand. Sie standen gegen die Hybris der Väter und hatten eine bestimmte Hybris doch auch in sich selbst. Im Wunsch zur Erneuerung aus dem Ahnenerbe schwärmten sie zu oft und zu leicht vom Heiligen Reich der Deutschen; die Braunen konnten, mit einer Akzentver-

schiebung freilich, das Wort und das Pathos fertig übernehmen. Anderes kam freilich hinzu: Etwa, daß die Gebildeten sich um die politische Verantwortung drückten, angeblich weil man da immer „schmutzige Hände bekommt“. Oder der rapide Schwund an Persönlichkeiten. Oder die Resignation der gediegen-konservativen Kräfte, die keineswegs reaktionär genannt werden konnten; reaktionär war viel eher der Liberalismus, vor allem, sagt Glum, der National-liberalismus, erst jüngst reich gewordene Schichten ohne innere Kultur. Stellenweise fast sarkastisch geschrieben, atmet Glums Buch vor allem die stille Trauer um das, was versäumt worden ist und woraus dann für uns alle so leidvolle Geschichte erwuchs. Kurt Roschmann

### „Zweimal Deutschland“

Der Titel „Zweimal Deutschland“ der deutschen Ausgabe dieses Buches von Norbert Muhlen ist irreführend (Köln 1955, Verlag für Politik und Wirtschaft. 427 S. DM 14,80). Er deutet nur auf jene Kapitel hin, die die Wirtschaftssysteme West- und Ostdeutschlands kritisch beleuchten und zum Ergebnis kommen, daß, wenn das westdeutsche Experiment „nicht absolut erfolgreich“ ist, das kommunistische in Ostdeutschland mit seinen Konzentrationslagern als mißlungen angesehen werden muß. Aber Muhlen hat noch anderes zu sagen, und ebendeshalb scheint er sein Buch geschrieben zu haben. Ihm fiel eine weitverbreitete Neigung auf, die nationalsozialistische Epoche zu vergessen, zu beschönigen und sich für sie „ebensowenig verantwortlich“ zu fühlen, „wie für irgendeine andere Epoche“ der deutschen Geschichte. „Nach ihrer Ansicht entsteht und existiert die Regierung in einer Sphäre, die außerhalb ihres Einflusses liegt.“ Es fiel ihm auch die Neigung auf, anderen die Schuld am deutschen Verhängnis zuzuschieben und den Antikommunismus des Dritten Reiches mit dem Antikommunismus des demokratischen Westens zu identifizieren. Identisch, sagt er, ist der totalitäre Nationalsozialismus mit dem totalitären Kommunismus, der „wieder ein tausendjähriges Reich“ herbeiführen will mit untauglichen Mitteln, wie einst Hitler; nur daß in Rußland die angeblich schlimmen Dinge nicht „jüdisch“, sondern „amerikanisch“ genannt werden. Wie früher Hitler, heißt

### Die Siemens-Studien-Gesellschaft für praktische Psychologie e.V.

gegründet 1904 von Otto Siemens  
Leitung: Dipl. Psychologe Ernst Korff  
BAD HOMBURG v. d. H.  
Landgrafenstraße 80

gibt ständig neue Anregungen durch die für die Mitglieder kostenlose Monatszeitschrift „Psychologische Hefte“ und durch die sie ergänzende, nunmehr 20 Schriften umfassende „Psychologische Reihe“

unterrichtet in anregender, allgemeinverständlicher und dabei doch wissenschaftlicher Form über den neuesten Stand der praktischen Psychologie (Menschenkenntnis, Charakterkunde, Tiefenpsychologie, Erziehungslehre, Betriebs-, Werbe- und Erfolgspsychologie u. a. m.)

zeigt den Weg zu Berufserfolgen durch Aufbau- und Sonderkurse, durch Vorträge und Arbeitsgemeinschaften Planung, Zielsetzung, Wegbereitung und Planverwirklichung)

bietet unmittelbare Lebenshilfe zur Überwindung seelischer und charakterlicher Schwierigkeiten, wie Hemmungen, Mindervorteilungsgefühl, Angst, Redefurcht, Kontaktschwäche, ebenso bei Krisen in Ehe und Beruf.

Nähere Auskunft und Probenummern der Zeitschrift jederzeit unverbindlich und kostenlos durch das Sekretariat der Gesellschaft.



heute Stalin der „Schöpfer des neuen Lebens der Völker in Freiheit und Glück“, und wie einst Goebbels verkündet hatte: „Kunst um der Kunst willen ist keine Sache für sich, Kunst ist Funktion des nationalen Lebens“, so sagt heute Grotewohl: „Literatur und Kunst sind der Politik untergeordnet, Kunst um der Kunst willen gibt es nicht.“ Mühlen bedauert, daß die Demokratie in Deutschland noch nicht sehr tief verankert ist in den Massen, daß sie als Ergebnis der Niederlage vielen unsympathisch ist.

J. Lesser

### Der böse Konrad

Das berühmte Zitat aus Hoffmanns Struwpeter „Konrad sprach die Frau Mama“ hat Dr. Freisburger als Titel für die Sammlung „Adenauer in der Karikatur“ gewählt (Oldenburg/Hamburg 1955, Gerhard Stalling-Verlag. 144 S.). Freisburger schrieb auch ein kurzes gescheites Vorwort. Sicherlich ist diese Sammlung von zum Teil ausgezeichneten Karikaturen nicht ohne Zustimmung des Bundeskanzlers erschienen. Er folgt bei dieser Großzügigkeit dem Beispiel Wilhelms II. Seinerzeit war in Frankreich ein Buch erschienen mit dem Titel „Lui“, mit Karikaturen des Kaisers. Die deutsche Zensur — oder wohl mehr die deutsche Polizei und Staatsanwaltschaft — wollte dieses Buch verbieten. Auf ausdrückliche Anordnung des Kaisers wurde es freigegeben und hat vielen Deutschen sehr viel Spaß gemacht. Kennzeichnenderweise aber ordnete die Königliche Bibliothek dieses Buch unter die sekretierten Bücher ein, die bekanntlich nur besonders „zuverlässigen“ Menschen zugänglich gemacht wurden. Adenauer, schließlich ja Rheinland und deshalb von vornherein mit Humor begnadet, hat sicherlich geschmunzelt bei so manchen Karikaturen, unter denen sich auch einige böartige befinden. Man ist versucht, aus diesen Zeichnungen eine Geschichte von Adenauers Wirken als Bundeskanzler und dessen Beurteilung des Auslandes herauszuziehen. Aber da ist ja das letzte Wort noch lange nicht gesprochen. Wir jedenfalls freuen uns über die Großzügigkeit des Bundeskanzlers, die sich sympathisch abhebt von der Klagesucht einiger Bundesminister gegen Karikaturen (Fall Simplicissimus), und empfehlen das Buch lebhaft.

Weit weniger eindrucksvoll ist die autorisierte Biographie „Konrad Adenauer“ von Paul Weymar. Ihre 780 Seiten sind mit Nebensächlichem überladen. Dafür fehlt ein Zug, der Verständnis für die Strenge und den Ernst unserer Situation wecken könnte. Am stärksten ergreifen die Kapitel über die Verfolgungen in der Nazizeit, der überreich wiedergegebene Klatsch dagegen langweilt. Man könnte meinen, der Herr Familienminister habe das Buch im Hinblick auf den nächsten Wahlkampf überarbeitet (München 1955, Kindler Verlag. 83 Bilder. DM 24,—, in Safian (!) DM 38,—).

D. R.

### Über Kriegstüchtigkeit

Das Buch des Generalfeldmarschalls Erich von Manstein „Verlorene Siege“ (Bonn 1955, Athenäum-Verlag. 664 S. DM 22,—) bietet ein nicht unerhebliches Argument gegen jede Form wiederauflebender Dolchstoßlegenden: Wenn es dessen noch bedurft hatte, dann erfährt man hier aus dem Mund eines Heerführers mit durchaus autoritativem strategischem Urteilsvermögen, daß nicht tückische Zufälle und nicht sabotierender Unverstand, sondern die Unfähigkeit und Verantwortungslosigkeit der militärischen Führung unter Adolf Hitler die Schuld an dem katastrophalen Kriegsende tragen. Es ist freilich zu bedauern, daß das ungetrübte klare Urteil des Feldmarschalls nur mehr Konsequenzen zeitigte, wie sie Memoiren an die Hand zu geben pflegen!

Doch hierin sind Möglichkeiten und Unmöglichkeiten seines Berufsstandes unlösbar miteinander verschlungen. Mit der Monarchie waren dem bedingungslosen Gehorsam eines jeden Staatsdienstes die ethischen Fundamente entzogen. Das Offizierskorps „alter Schule“ bewahrte seine Haltung trotz unverhohlener Mißachtung des nationalsozialistischen Führungsanspruches. Und seine Generalität blieb aller Skepsis zum Trotz durchaus kriegstüchtig. Die Lektüre des Buches wirft leider die Frage auf, ob diese Kriegstüchtigkeit „gleich für wen“ nicht von vornherein durch den Drang eines verfehlten Menschenbildes nach letztlich alleingültiger, persönlicher Bewährung auf dem Schlachtfeld lebendig erhalten wurde.

Freilich scheinen Urteile über den Feldherrn, der den Verlust seiner Siege

beklagt, nur allzu billig. Wir muten sie getrost seiner Selbstkritik zu!

Ferdinand Seibt

## Mars und Venus

Unter den so zahlreichen Neuerscheinungen der Memoirenliteratur in den letzten Jahren darf *Karl Alexander von Müllers* Erinnerungsbuch „Mars und Venus“ (Stuttgart 1954, Kilpper-Verlag, 351 S. DM 14,80) seinen besonderen Rang beanspruchen. Der Wert dieses Buches, mit dem von Müller an die im gleichen Verlage erschienenen Jugenderinnerungen „Aus Gärten der Vergangenheit“ anknüpft, liegt weniger in seiner etwaigen Bedeutung als neue wichtige Quelle zur Neueren Geschichte, so viele interessante Aspekte zur Betrachtung des Ersten Weltkrieges das Buch auch beisteuern mag. Wichtiger als die Aufhellung von Tatbeständen ist jedoch die persönliche Auseinandersetzung des aus süddeutschem Großbürgertum stammenden Verfassers mit den geistigen und politischen Strömungen jener Jahre. Als wacher und historisch geschulter Geist ahnte er den geschichtsnotwendigen Untergang der Bismarckschen Reichschöpfung und das Heraufkommen einer neuen gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung schon in den ersten, noch vom Siegesrausch verklärten Kriegswochen hellsehtig voraus und versuchte daher in seiner publizistischen Arbeit in den „Süddeutschen Monatsheften“ dieser Entwicklung den Boden vorzubereiten. Aus dieser Arbeit erwachsen dem Autor eine Menge persönlicher Begegnungen mit Männern wie Marcks und Oncken, Hofmiller und Thoma, Tirpitz und Cossmann, und es gehört zu den Höhepunkten des Buches, wenn der Verfasser die Porträts dieser Menschen — handle es sich um Freunde oder Feinde — mit der gleichen Redlichkeit in glänzenden Skizzen vor uns erstehen läßt. So ist hier zweifellos ein persönliches Bekenntnisbuch von Rang entstanden.

### KONTAKT GESUCHT

mit klugen und weitblickenden Menschen zwecks Gründung einer parteiähnlichen Organisation, der, kraft einer vollkomm. neuen Grundlage ein rascher und sicherer Aufstieg gewährleistet ist. Phil. Institut, Überlingen/See, Postfach. Rückporto erwünscht, aber nicht Bedingung.

den, aus dem nicht nur der Leser Gewinn ziehen dürfte, der die von Müller geschilderte Epoche miterlebt hat.

J. Eysen

## Paul Löbe

Eine sehr würdige Geburtstagsgabe zum 80. Geburtstag von Paul Löbe mit ausgezeichneten Beiträgen und in vorbildlicher Ausstattung ist unter dem Titel „*Lebendige Tradition*“ im Arani-Verlag, Berlin-Grunewald, erschienen, herausgegeben von Arno Scholz und W. G. Oschilewski (148 S., 54 Porträts auf Kunstdruckpapier. DM 9,80). Zu den zahlreichen Mitarbeitern an diesem Buche gehören fast alle bekannten Politiker aus den verschiedensten Parteien, Deutsche wie Ausländer. Aus allen Beiträgen spricht die Anerkennung des vorbildlichen Mannes und Menschen Paul Löbe und aus den meisten eine echte Zuneigung.

R. P.

## UdSSR

Marshall MacDuffie, 1946 als Chef einer UNRRA-Mission längere Zeit in Weißrußland und der Ukraine stationiert, war durch minutiöse Beobachtungsgabe und unermüdlischen Fleiß hervorragend befähigt, bei einer 65tägigen Fahrt durch die Sowjetunion eine Bestandsaufnahme der seither eingetretenen Veränderungen zu machen. „*Der rote Teppich*. Fünftehntausend Kilometer durch Sowjetrußland.“ (München 1955, Paul List Verlag. 314 S. DM 13,80). Sein Bericht über den Besuch der wichtigsten Städte des europäischen Rußlands, Mittelasiens und Transkaukasiens, zahlreicher Fabrikbetriebe, Kolchose, wissenschaftlicher Institute usw. vermittelt ein eindrucksvolles Bild von der Lebensweise, dem kulturellen Niveau und der geistigen Haltung von „Sowjetmenschen“ der verschiedensten Berufe. Dank seiner persönlichen Bekanntschaft mit Chruschtschow, dessen Machtwort ihm die Reise ermöglichte, konnte er sich ziemlich frei bewegen, ohne allzu auffällig beschattet zu werden. Aus der Fülle der geschilderten Einzelheiten ergibt sich eine verblüffende Gleichförmigkeit von Webart und Muster des riesigen Roten Teppichs: klaffende Verschiedenheiten in der Einkommensskala der neuen sowjetischen Klassengesellschaft, deren Kriegswunden allmählich vernarbt sind, bei ermüden-

der Eintönigkeit des äußeren und geistigen Gepräges. Daß an MacDuffie selbst in den entlegensten Winkeln übereinstimmend die gleichen politischen Fragen gerichtet wurden, erklärt sich vielleicht weniger durch obrigkeitliche Auswahl seiner Gesprächspartner als durch die Wirkung der unablässigen Propaganda. Die Schilderung einer Audienz bei Chruschtschow, in der dessen dynamische Persönlichkeit farbig zum Vorschein kommt, der Oktoberfeier im Moskauer Großen Theater, der Militärparade und anschließenden schwunglosen Massendemonstration auf dem Roten Platz in unmittelbarer Nähe der Größen des Sowjetstaates verleiht dem vorzüglich übersetzten Buch aktuelles Interesse.

Fritz Löwenthal

### Ostpaktssystem

Regestenwerke, d. h. chronologische Zusammenstellung urkundlicher Quellen zur Geschichte und Politik mit Hinweisen auf Textdrucke und weiterführende Literatur, sind unentbehrliche Werkzeuge. Hilfreicher noch sind naturgemäß Textsammlungen zu bestimmt umgrenzten Sachbereichen, die den vollen Wortlaut der Urkunden selbst bieten. Vollends unentbehrlich muß eine solche Sammlung sein, wenn es sich um den größten ideologisch-politischen Machtkomplex handelt, der heute Weltherrschaft beansprucht, den sowjetischen. „Während der Westen, dem es bisher auf Grund seiner nationalstaatlichen Zerrissenheit nicht geglückt ist, dem Ostblock ein Paktssystem von gleicher Geschlossenheit und Integrationsdichte entgegenzustellen, im asiatischen Bereich seinen Kolonialbesitz liquidiert, ist es den Sowjets im ostmitteleuropäischen Raum gelungen, auf dem Interventions- und Annexionswege eine ausgedehnte Macht- und Interessensphäre aufzubauen, die weitgehend auf der Anwendung kolonialer Herrschaftsformen beruht.“

Diese Sätze stehen im Vorwort der fundamentalen Veröffentlichung, in der Boris Meissner die urkundlichen Belege zu dieser Charakterisierung der weltpolitischen Machtblöcke gesammelt vorlegt: „Das Ostpaktssystem. Dokumentensammlung“ (in: Dokumente, hrsg. v. d. Forschungsstelle für Völkerrecht und ausländ. öffentl. Recht der Univ. Hamburg, Heft XVIII. Frankfurt: A. Metzner-Verlag 1955. 208 S. DIN A 4, DM 19,—).

Der Band ist in zwei gleichartig aufgebaute Teile gegliedert: Der erste gibt die Urkunden über „Das sowjetische Paktssystem in Europa“, der zweite die über „Das sowjetische Paktssystem in Asien.“ Beide Teile sind jeweils eingeleitet durch wenige Seiten historisch-analytischer Einführung und abgeschlossen durch umfangreiche chronologische und systematische Register. Dazwischen finden sich die Dokumente selbst, disponiert in der Reihenfolge: Politische Verträge (dabei auch Umsiedlungsabkommen) — Wirtschafts- und Verkehrsabkommen — Kultur- und technisch-wissenschaftliche Abkommen — Abkommen der „DDR“ — Kominform und Komekon. Anhangsweise sind die großen völkerrechtlichen Verträge, die für die einzelnen Bereiche konstitutiv sind (bzw. sein sollten!), beigegeben: die von Jalta, Potsdam und Kairo. Als „Beilage“ beschließen die Texte des Warschauer Acht-Mächte-Paktes vom 14. 5. 1955 den Band.

In den Jahren 1940 ff. hatten sowohl die Exilregierungen wie die kommunistischen Führer im Balkan Pläne entwickelt, die früher oder später zu einer Balkan-Föderation oder -Konföderation führen sollten — einschließlich Griechenlands! Solche Pläne widersprachen jedoch dem sowjetischen Herrschaftsgedanken: Nicht eine — wenn auch bolschewistische — Nachfolgeorganisation der Habsburger-Monarchie sollte sich entwickeln; denn sie würde als eigenständiger Machtblock auch einen eigenen europäischen „nationalen“ Kommunismus neben dem sowjetischen behaupten. Vielmehr: Analog zum sowjetisch-tschechischen Beistandspakt vom 12. 12. 1943 sollten Einzelbindungen an Moskau entstehen, so daß Moskau der „Führer des Friedenslagers“ bliebe, zugleich auch als Träger und Beherrscher der Verbindungen zwischen Ostmitteleuropa und Ostasien. So wird Moskau auch nach seinem Willen regionale Zusammenschlüsse zulassen und steuern können. Gipfel dieses auf Moskau hin zentralisierten Vertragssystems ist der Warschauer Pakt vom Mai 1955 geworden, der der UdSSR erlaubt, im Widerspruch zu den Friedensverträgen von 1947 auch nach Abschluß des österreichischen Staatsvertrages Truppen in Polen und den Balkanstaaten stationiert zu halten. — Gewiß, Jugoslawien ist im Juni 1948 im Konflikt mit dem



Kominform aus diesem System ausgebrochen. Ein Jahr hernach wurde ihm aber die „DDR“ angeschlossen. —

Die Meissnersche Sammlung wird fortgesetzt werden müssen. Sie enthält noch nicht die Dokumente zum sowjetisch-jugoslawischen Ausgleich im Mai 1955. Angesichts dieses Ereignisses steht die Frage vor uns: Wie wird sich die neue taktische Phase des sowjetischen Imperialismus in den Dokumenten niederschlagen? In welchen Formen und Formeln wird sich die allgemeine „Spiritualisierung“ äußern, die doch nur die durchgehaltene imperialistische Grundtendenz verschleiern soll? Dem Versuch Chruschtschows, im innermarxistischen Bereich eine ideologische Verbrüderung bei Anerkenntnis bestehender „nationaler“ Sonderstile zu erzielen, dürfte die alt-neue „Koexistenz“-Taktik gegenüber der „freien Welt“ entsprechen: Mit ihr wird der „Kalte Krieg“ nicht etwa beendet, sondern „nur“ auf sein eigentliches Entscheidungsfeld, das der geistigen Auseinandersetzung, verlagert. Nach der bedeutenden Leistung des vorliegenden Dokumentenbandes dürfen wir mit Spannung auf seine Fortsetzung hoffen.

Hellmut Kämpf

### Ludwig XV.

Ein so gewaltiges Ereignis wie die Französische Revolution von 1789 wirft seinen Schatten auch zurück auf die vorangegangene Zeit, die dadurch in eine einseitige, zuweilen etwas verzerrende Beleuchtung gerät. Wie in seinen Büchern über Ludwig XIV. und über die Französische Revolution, beide schon früher in deutscher Übersetzung im selben Verlag erschienen, geht es *Pierre Gaxotte* auch in diesem Werk *„Ludwig XV. und sein Jahrhundert“* (Nymphenburger Verlagshandlung, München. 295 S. 4 Abb. DM 19,80) darum, diese Epoche der französischen Geschichte in ihrer Eigenart zu erfassen, wobei denn manche Korrektur des üblichen Geschichtsbildes vorgenommen wird, die ganze Epoche aber vielleicht doch etwas zu günstig gesehen ist. Die große außenpolitische Entscheidung, die im 18. Jahrhundert an Frankreich herantritt, die Entscheidung, ob das Schwergewicht auf die Seemacht gelegt werden soll, was den Kampf gegen England bedeutete, oder ob die bisherige Festlandspolitik fortzuführen sei, wird mit besonderer Ein-

dringlichkeit herausgearbeitet. Doch wird auch den geistigen und wirtschaftlichen Vorgängen volle Aufmerksamkeit gewidmet. Für Gaxotte ist das Jahrhundert Ludwigs XV. keineswegs eine Niedergangszeit. Im Gegenteil, es hat die Naturwissenschaft und die Volkswirtschaft geschaffen, wobei an Buffon und Quesnay gedacht ist; die französische Verwaltung steht auf der Höhe — sie überlebt die Revolution. Auch: „Verderbtheit der Sitten, gewiß, aber ohne Heuchelei: Alceste und Tartuffe sind glücklicherweise begraben. Werther, Réne werden erst noch geboren. Man hält keine tönenden Reden mehr. Man weint noch nicht. Man kennt die Kunst zu leben und man lebt.“ *Bernhard Knauss*

### Karikatur als Kulturgeschichte

Zeichnungen von *Olaf Gulbransson* aus den letzten Jahren bringt das gut ausgestattete Buch *„So siehst Du aus“* (Op-laden, Friedrich Middelhauwe Verlag. 53 Originalzeichnungen von Olaf Gulbransson. 120 S. Großformat. DM 12,80). Herausgeber ist *Paul Schaaf*, der in geschickter Auswahl zum behandelten Gegenstand der Bilder passende Verse und Prosa humoristisch-satirischer Art hinzugefügt hat.

Der Fackelträger-Verlag hat seine Arbeit nach dem Zille-Buch: *„Sein Miljöh“* und dem Rückblick auf den alten Simplizissimus nun mit zwei ausgezeichneten Veröffentlichungen fortgesetzt. Eine Arbeit, die wir nur lebhaft begrüßen können, denn dem verständnisvollen Betrachter des menschlichen Lebens können gerade Karikaturen zu unerwarteten Einblicken verhelfen. Da ist nun, eingeführt von *Walter Foitzick*, das Buch *„50 Jahre Humor“* von *Olaf Gulbransson* erschienen (160 S. mit mehr als 150 Abbildungen, darunter einigen mehrfarbigen. Großformat. Ganzleinen DM 16,80). Gulbransson ist unlöslich verbunden mit dem Simplizissimus. So begrüßen wir es lebhaft, daß die besten seiner ungezählten Zeichnungen hier in dieser Auswahl vereinigt sind. Eine Sammlung, die wir nur jedem dringend empfehlen können.

Wer jemals Leser der alten Berliner Illustrierten gewesen ist, erinnert sich lebhaft daran, daß auf der letzten Seite durch lange Jahre hindurch, *Paul Simmel* sein lustiges Wesen trieb. Man wird

sich deswegen freuen, daß jetzt ein neues *Paul-Simmel-Album* erschienen ist, eingeleitet von *A. F. Teschemacher*. (ebenda 192 S. mit mehr als 200 Abbildungen). Im Strich ist Simmel unverkennbar, und wenn Ziller die Berliner in unverwechselbarer Weise festhielt, so darf dasselbe für Simmel gelten. „Paule“ — so nannten ihn die Berliner — hat trotz der Schärfe seines Striches fast immer selbst in dem unermüdlichen Kampf gegen den Spießer in allen Ständen, irgendwo einen freundlichen und besinnlichen Ton hineingebracht. Diese gezeichnete Chronik Berlins eines witzigen und scharfen Beobachters kann viele Aufschlüsse zu so manchen, dem Nicht-Berliner unverständlichen Zügen der Berliner geben. *R. P.*

### Kalender

Alle Jahre wieder macht die Flut der neuen Kalender die Wahl zur Qual. Hier seien einige wenige hervorgehoben, die sich durch ihre Qualität auszeichnen: *F. A. Ackermann* widmet seinen „*Musik-kalender*“ Mozart, er enthält außerdem Musikporträts von Sinding, Dvorak, Weber, Händel, Mussorgskj und anderen. Der „*modernen Kunst*“ ist ein anderer, übrigens dreisprachiger Abreißkalender des selben Verlages gewidmet: Braque, Cezanne, Chagall, Gauguin, Kandinsky, Renoir, Rousseau. In den Kalendern des Woldemar Klein Verlages „*Kunstwerk-Kalender*“ und „*Abstrakter Kalender*“, beide im Großformat, findet man neben diesen berühmten weniger geläufige Namen: Kuhn, Meistermann, Imkamp, Heckendorf, Neuenschwander und Hubbuch. „*Der Silberne Kalender*“ von Klein enthält Miniaturen aus dem deutschen 11. und 12. Jahrhundert in vorzüglichen Reproduktionen, während der Kerle Verlag zum ersten Mal und gut „*Moderne religiöse Kunst*“ schwarz-weiß und mehrfarbig bringt. Professor Josua Leander Gampff erfreut auch dies Jahr wieder mit seiner „*Kleinen Jahresgabe*“. Sie erscheint, wie „*der kleine freudenbringer*“ im Bärenreiterverlag, Kassel. Ein besonderes Lob verdient, nicht nur, weil es sich um ein reizendes Present handelt, der „*Almanach der Dame*“ aus dem Hause Klein. Nicht zu ernst und doch besinnlich, ein bißchen frech — so recht was fürs Herz. Preise zwischen 2,60 und 8,50 DM. *D. R.*

### Unsterbliches Schwabing

Als man die ersten Gedichte über den Dr.ENZIAN in der Neuen Zeitung las, glaubte man freudig überrascht, hier sei ein neuer Morgenstern aufgegangen. Bald aber gewann man die Überzeugung, daß er zwar in die Gattung der Morgensterne gehöre, aber durchaus über eigene und einzigartige Leuchtkraft verfüge. Im Verlag Stahlberg, Karlsruhe, sind 1953 die beiden Gedichtbände von *Peter Paul Althaus*: „*In der Traumstadt*“ und „*Dr.ENZIAN*“ (je DM 6,50) erschienen und wahrlich eine ungewöhnlich fesselnde Lektüre. Hinter dem metaphysischen Unsinn, der, wie jeder echte Witz, darin besteht, völlig Beziehungsloses miteinander in Verbindung zu bringen, klingt bei diesem ungezogenen Liebling der Grazien immer eine Nachdenklichkeit mit. In der Traumstadt wird das Rollenfach ausgefallener Figuren um unvergeßliche Erscheinungen wie den Engel mit Reservehemd, Bianca Chlorodont, das Scheupferd, den Wasserdichter u. a. m. bereichert. Das sind Gedichte, die man vorlesen sollte. Sie werden zur vollen Wirkung kommen, und jeder wird sich beschenkt und beglückt fühlen, daß es so unabhängige Geister gibt, die sich nicht scheuen, mit Temperament, souveräner Ironie und echt Schwabingischem Geist einen überlegenen Humor in Scherz und Ernst auch an großen wie an den kleinen Gegenständen im skurrilen Spiel sehen zu lassen. *R. P.*

### Rätsel Musik

Dem Rätsel Musik geht *Hermann Pfrogner* in seinem innerhalb der Sammelreihe *Orbis academicus* erschienenen Buch „*Musik, Geschichte ihrer Deutung*“ nach (München Verlag Karl Alber XIV V. 420 S. DM 26,—). An Hand sorgsam ausgewählten Quellenmaterials versucht der Autor die Frage: Quid sit musica? zu beantworten. Er selbst tritt dabei bescheiden zurück. Er läßt die einzelnen Epochen mit ihren verschiedenen Ansichten zur Ästhetik der Tonkunst in bemerkenswerten, den jeweiligen Standpunkt der Zeit und ihrer Musikdeutung klar bezeichnenden Beispielen zu Wort kommen. Verzichtet wird auf die Aussage der Dichter und beinahe ganz auf die Musikdeutung der Komponisten. Aber wir hören die Stimmen der großen griechischen Philosophen, der mittelalterlichen

Denker und Musikgelehrten und begründen die ausgezeichnete, den Stand der modernen Musikdeutung ziemlich lückellos aufzeigende Sammlung der Dokumente aus der Neuzeit bis zu Kurth, Steiner und Scherling. Ein sorgfältig angelegter Nachweis der benützten Quellen sowie eine reichhaltige Bibliographie zum Thema — nach Epochen der Geistesgeschichte geordnet — gibt dem Interessenten wichtige Fingerzeige zu weiterem Eindringen in die Materie. Wertvoll für das Studium der einzelnen Epochen wie für die innere Verbindung der Abschnitte sind die Einführungen des Verfassers.

Willy Fröhlich

### Der deutsche Gide

Wer wollte *André Gides* seine Geistigkeit und dichterische Begabung in Frage stellen? Darin und in seiner Einstellung zu den Frauen ist er einem Stefan George verwandt, und mit ihm hat er auch jenes gemein, daß seine forzeugende geistige Wirkung in umgekehrter Proportion zu dem Tam-Tam steht, den seine Adepten in Deutschland um ihn veranstaltet haben. So merkwürdig es manchen klingen mag, es steht fest, daß Gide bei uns weit höher im Kurs steht als in seinem französischen Vaterland, wo er seit seinem Tode mit verblüffender Schnelligkeit der Vergessenheit anheimzufallen scheint. Eine Erklärung, warum wir ihn leichter verstehen, gibt vielleicht *Renée Lang* in ihrem Buch „*André Gide und der deutsche Geist*“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 268 S. DM 12,50). Mit behutsamer Hand verfolgt die Dozentin für Französisch und vergleichende Literatur einer amerikanischen Universität die Beziehungen Gides zu deutschen Geistesgrößen, die sich so diametral gegenüberstehen wie Nietzsche und Goethe. *Renée Lang* zeichnet ganz deutlich die innere Zerrissenheit eines Gide, dem schließlich die Synthese Nietzsche-Goethe niemals gelingen konnte. Die sensiblen Wirkungen des deutschen Idealismus und der Romantik verhindern bei Gide nicht das Hingezogene zum Übermenschen und damit die Loslösung von der Transzendenz. Aber der mediterrane Sinn für Form und Inhalt bricht manchmal durch und läßt ihn in der Musik Richard Wagners den „typischen Ausdruck für das Chaotische, Totalitäre und metaphysische Wesen der Deutschen“ erblicken.

Das Buch *Renée Langs* ist eine großartige, durchaus wissenschaftliche Leistung mit einer ausführlichen Bibliographie und vielen klugen Anmerkungen. Es ist ein Buch, das wir brauchen können, um uns vor einer Überschätzung der heterogenen Persönlichkeit und der Dichtung Gides zu bewahren. *b. e. b.*

### Charme in Variationen

*Lux Bümperli* nennt sich ein charmanter Basler, der in seiner Stadt als „Original“ umgeht und mit behäbigem Humor seine Mitbürger (und damit auch sich selbst) glossiert. „*Auch ich habe gelebt*“ (Roman, Eßlingen 1955, Bechtle Verlag. 352 S. DM 11,80) ist ein heiteres Buch, das lokales Vergnügen vermittelt, stilistisch an Gottfried Keller gelehnt; für jene, die den etwas schwerfälligen Habitus der deutschen Schweiz liebevoll benörgeln, ein gelungener Spaß.

F. F. G. *Kleinwaechter*, der österreichische Erzähler, läßt den St. Bürokratus der Donaumonarchie in seinem köstlichen Erinnerungsbuch „*Der fröhliche Präsidialist*“ (Zürich-Leipzig-Wien 1955, Amalthea-Verlag. 316 S. DM 10,50) noch einmal seinen wienerischen Charme präsentieren: eine angenehme Unterhaltung, die in den Amtsstuben des Finanzministeriums stattfindet und die Tragik eines untergehenden Reiches ins Komische versteckt.

*Pierre Daninos*, französischer Humorist, hat einen abgedankten britischen Offizier erfunden, der Notizen über Frankreich, „*Major Thompson entdeckt die Franzosen*“ (Berlin 1955, Verlag Ullstein. 208 S. 23 Zeichnungen von Walter Goetz, DM 9,80), niederschreibt und mit boshafter Konzilianz versieht. Dieser französische „Bestseller“ beginnt mit viel Charme, endet aber langweilig. Der Autor zielte auf einen „breiten Bucherfolg“ und machte leider Konzessionen. Dafür wird sein Buch auch verfilmt.

*Antoine Blondin*, eine Epigone von Giraudoux, führt dessen zauberhafte Verrinnerlichkeit merkwürdiger Begebenheiten in einem Liebesroman „*Die Kinder des lieben Gottes*“ (Berlin 1955, Blanvalet Verlag. 227 S. DM 12,50) mit ziseliertem Wortkunst durch und gibt einem liebeshungrigen Schulmeister so viele glanzvolle Begegnungen mit Paris, daß die Lektüre durch das Spielen mit der Sprache, die lyrische Schilderung von



— Banalitäten ein literarischer Genuß genannt werden darf. Hans Georg Brenner übersetzte den schwierigen Text mit eleganter Sicherheit ins Deutsche.

Viermal Charme, variiert von intelligenten Autoren: seltsam, wie faszinierend die Zeit im Spiegel romantischer Schriftstellerei auf uns wirkt . . .

Wolfgang Paul

### Bücher des Krieges

Im Strome der Kriegsbücher erschienen Mario Rigioni Stern *„Alpini im russischen Schnee“* (Heidelberg 1954, Drei Brücken Verlag, 211 S.) und Gert Ledig *„Die Stalinorgel“* (Hamburg 1955, Claassen Verlag, 222 S.). Obgleich beide Bücher verschiedene Schwerpunkte aufweisen, treffen sie schließlich in einer emphatischen Verdammung des Krieges zusammen. Verfärrt dabei Stern noch gemildert, in dem er meist dem Wege der verlassenen Kreatur und ihren Sehnsüchten folgt, hat Ledig zugunsten der hirnlosen Orgie der Vernichtung jede menschliche Regung ausgelöscht. Werke dieser Art werden in der Regel aus echter Bedrängnis heraus geschrieben. Auch hier empfangen sie von elementaren Erfahrungen her die legitime Gültigkeit, die sich im Grunde allen Zugriffen herkömmlcher Kritik entzieht.

Doch berühren Stern und Ledig trotz literarisch ausgeprägter Potenz nur Schichten des gewaltigen Geschehens, das umschließende Epos vom letzten Kriege hat nunmehr ein anderer Autor vorgelegt: Willi Heinrich *„Das geduldige Fleisch“* (Stuttgart 1955, Deutsche Verlags-Anstalt, 630 S.). Schon der Titel zeigt an, daß nicht zuletzt Heinrich um das Fresko des leidenden Soldaten weiß. Allein was das Werk vor anderen auszeichnet, ist die große erzählerische Verve, mit der es entsprechend der Vielfalt jener Jahre Mensch und Objektwelt aufs glücklichste erfaßt. Nach dieser allgemeinen Andeutung bliebe der Inhalt. Er ist seinem Gewicht nach bereits deshalb unerschöpflich, weil er in sämtlichen Partien das Symptomatische verdeutlicht. Ob Heinrich den anständigen Regimentskommandeur oder den widerlichen Ehrgeizling von Offizier porträtiert, der sich eigens an die Front versetzen ließ, um dort im Buchstaben-Geiste heroisch zu wirken: all diese Profile berühren Schichten, die den Vorzug erhellender Charakteristik mit dem ein-

dringlicher Belehrung verbinden. Das Beste aber offenbart die Darstellung der Landsersgruppe und ihres Führers, des Oberfeldwebels Steiner. Entsteht bereits mit dem vehementen Auf und Ab ihres Lebens die überzeugende Kontur deutscher Soldaten, so trägt vor allem Steiner Züge, die eine ganze Generation kennzeichnen. Auch er ist zunächst, was sie alle sind: geduldiges Fleisch, in einer Gemeinschaft mißbraucht, an die ihn zwiespältige Empfindungen binden — Gefühle des Hasses, weil es den Ekel der Schwäche, Gefühle der Liebe, weil es die Größe gemeinsamer Leiden gibt. Doch Steiner will nicht nur stumpfes Subjekt bleiben, und schließlich bleibt er es auch nicht. Denn gerade das Grauen setzt in ihm eine Bewegung frei, durch die sich seinem inneren Blick das Rechte, ja, Bleibende in nie geahnter Tiefe erschließt.

So hat das Buch im letzten Sinne an die tragische Polarität menschlichen Daseins gerührt und mit neuer Erschütterung glaubhaft gemacht. Mehr aber kann von einem Werk nicht gesagt werden, um es als hervorragenden Wurf auszuweisen.

Bodo Schenrig

### Kleinstadt, Villa und Domäne

Der Wandel der griechischen Gesellschaft unter den römischen Kaisern ist ein fesselnder Vorgang, von dem man bisher wenig, zu wenig weiß. Der Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Göttingen, Professor Ulrich Kahrstedt, hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese Lücke unter dem Gesichtspunkt einer Wirtschaftsgeschichte zu schließen. Veranlaßt durch die knappe Behandlung des Themas bei Rostowzew trägt er bisher ungesichtetes epigraphisches und archäologisches Material zusammen und rekonstruiert *„Das wirtschaftliche Gesicht Griechenlands in der Kaiserzeit“* (Bern 1954, A. Francke Diss. Bern I/7. 294 S. sf. 24,50). Unter Beschränkung auf die von Pausanias erwähnten Landschaften erklärt Kahrstedt, welche Änderung der Wirtschaftsstruktur damit zusammengeht, daß die alte Polis verödet. Die Begriffe Kleinstadt, Villa und Domäne erweisen sich dabei nicht nur für die Siedlungsgeographie der in den historischen Atlanten verzeichneten Plätze, sondern auch für eine allgemeinere Soziologie von Stadt und Land, Staats- und Wirtschaftsprovinzen

als erhellend und anregend, selbst wenn die soziale Schichtung nicht weiter erforscht wird. Das hervorragende Werk verdient Beachtung über das engere Fachgebiet des Verfassers hinaus. D. R.

### Arbeiterjugend

Die von Professor *Helmut Schelsky*, Hamburg ein- und angeleiteten Untersuchungen von Kluth, Lohmar und Tartler suchen die Struktureinheit der westdeutschen „*Arbeiterjugend gestern und heute*“ festzustellen (Veröffentlichungen der Akademie für Gemeinwirtschaft Hamburg. Heidelberg 1955, Verlag Quelle & Meyer. 350 S. DM 21,—). Sie schließen dabei an Schelskys Erhebungen über die Berufsnot der Jugend von 1952 und Bednariks vieldebattiertes Buch über den jungen Arbeiter von 1953 an, gegen das etwas herablassend polemisiert wird. Be-

fragt wurden über 1 200 Berufsschüler in Hamburg. Ihr Alter lag zwischen 15 und 22 Jahren, doch waren nur etwa 800 davon Arbeiter, während der Rest aus Angestellten bestand, die so als Kontrollgruppe dienten. Die drei Autoren verfügen über exakte literarische Kenntnisse der allgemeinen Arbeiter- und Jugendfragen, in die sie der Gang der Untersuchung immer wieder hinüberführt. Daß die vorgestellte Einheit „Arbeiterjugend“ weder im Bewußtsein der Befragten noch objektiv besteht, ist das entscheidende Ergebnis der Studie, festgehalten zu haben, wie die jungen Arbeiter über ihre Situation und die älteren Arbeiter denken, ist ihr dokumentarisches Verdienst. Darüberhinaus aber erneuert sie die skeptische Frage nach der Verlässlichkeit einer sogenannten Gestalt-Soziologie, die sich schon bei Schelskys berühmter Familien-Darstellung anbot. b. p.

### Hinweise:

Pinner, Erna: „Wunder der Wirklichkeit“ (Hamburg, Wien, Paul Zsolnay-Verlag. 251 S. DM 9,80). Ein in künstlerischer wie naturkundlicher Hinsicht gleich vollendetes Buch, das in der Beschreibung von 150 Kuriosa aus der Tierwelt das große Staunen vor dem Mirakel der Schöpfung lehrt.

Lorentz, Kay: „Das Komödienbuch“ (Düsseldorf, Karl Rauch-Verlag. 104 S. DM 14,80). Ein entzückender Erfolgsbericht des berühmten Düsseldorfer Kabarett, zugleich ein Stück bundesrepublikanischer Zeitgeschichte.

Chatto & Windus: „A Century of Writers 1855-1955“ (London, Chatto & Windus. 736 S. 21 Snet). Die Festschrift des bedeutenden Verlages enthält neben drei kompletten Romanen von Mark Twain, Aldous Huxley und Pär Lagerkvist eine Fülle von Essais, Gedichten, Erzählungen und Illustrationen. Sie demonstriert eindrucksvoll die Tüchtigkeit des Verlegers und umfaßt zugleich einen Ausschnitt britischer Literaturgeschichte.

Neue Zürcher Zeitung: „Jubiläumsausgabe zum 175 jährigen Bestehen, Mittwoch 12 Januar 1955“ und „Die Neue Zürcher Zeitung im Zeitalter des Zweiten Weltkrieges 1930-1955“ vgl. DR 2/1955.

Faulkner, William: „Licht im August“ (Hamburg, Rowohlt. 368 S. DM 6,80). Wohlfeile Ausgabe in der Reihe „Bücher der Neunzehn“.

Greene, Graham: „Der kleine Pferdebus“ (Düsseldorf, Karl Rauch-Verlag. 40 S. DM 5,80). Man sieht an dieser abenteuerlichen Geschichte von Herrn Potter und dem tapferen kleinen Pferdebus, daß Träume manchmal in Erfüllung gehen. Vielfarbige Bilder von Dorothy Craigie, italienische Gesamtherstellung.

Bentley, Phyllis: „Das Erbe der Oloyds“ (Berlin, Propyläen-Verlag. 440 S. DM 6,80). Nach bald dreißig englischen Auflagen eine Sonderausgabe in der Reihe „Die Bücher der Neunzehn“: Der Roman einer Textilfabrikantenfamilie durch sechs Generationen.

Smolik, Hans Wilhelm: „Schwalbenschwanz und Pfauenauge“ (Reutlingen, Ensslin & Laiblin, 71 S. DM 4,80. Diese Schmetterlingskunde für 12 jährige besticht durch Sachlichkeit und farbgetreue Zeichnungen von Hedda v. Krannhals.

Massimo, Pallotino: „Tarquina“ (München, Piper-Verlag, 48 S. DM 3,50). 16 Farbtafeln Wandmalereien aus etruskischen Gräbern nach Aufnahmen von Walter Dräyer. Piper-Bücherei 85.

Winter, Siegfried: „Das große Fliegerbuch“ (Reutlingen, Ensslin & Laiblin, 300 S. DM 8,50). Gewissenhaft gearbeiteter Versuch, der flugbegeisterten Jungenschaft sachliche Kenntnisse zu vermitteln.

O. A. H. Schmitz: „Brevier für Weltleute“ (Marbach/N, Perlen-Verlag, 234 S. DM 12,80). Diese Causerien sind in der 12. überarbeiteten Auflage so frisch wie am ersten Tag.

Werner Ackermann: „Urwald in der großen Stadt“ (München, Verlag Pohl & Co. 101 S. DM 5,80). Das durch Vorabdrucke in den Hefen 5 und 6/1954 bekannte Afrikabuch.

Georg Hermann: „Jettchen Gebert“ (Köln, Berlin, Kiepenheuer & Witsch. 464 S. DM 10,80). Dankbar begrüßte Neuauflage.

Jagemann, Eberhard: „Die raumpolitischen Grundlagen Europas“ (Wolfshagen-Scharbeutz, Westphal-Verlag. 79 S. DM 4,80). Ein Versuch, der sich auf die Schule Haushofers beruft.

Jacobi, Hansres: „Nur für Raucher“ (Zürich und Stuttgart, Classen-Verlag. 90 S. DM 4,90). Mit Sachverstand zusammengestellt und trefflich von Helmut Knorr illumiiniert, wird das Bändchen dem nachdenklichen Raucher willkommen sein.

Fehse, Willi: „Lächelnde Justitia“ (Eßlingen, Bechtle-Verlag. 84 S. DM 4,20). Das Thema der weisen richterlichen Entscheidung wird in kürzeren und längeren Geschichten amüsant pointiert.

Rauch, Karl und Christel M. Schröder: „Heilige Heiterkeit“ (Eßlingen, Bechtle-Verlag. 98 S. DM 4,20). Anekdoten aus der Geistlichkeit der beiden christlichen Bekenntnisse, die mit Geschmack das Motto variieren: „Der Humor ist eine Erscheinungsform der Re-

ligion, denn nur wer über den Dingen steht, kann sie belächeln.“

Carmiggelt, Simon: „Abenteuer mit Kindern“ (München, Langen-Müller. 110 S. DM 5,80). Neue Feuilletons des humorigen Holländers, die aber nicht die Vollkommenheit seines „Katzenbreviers“ erreichen.

Coster, Charles de: „Die Geschichte von Ulenspiegel und Lamme Goedzak“ (Frankfurt/M, G. B. Fischer & Co. 515 S. DM 10,80). Die von Walter Widmer mustergültig besorgte Übertragung erhält ihren besonderen Akzent durch die 16 Holzschnitte von Frans Masereel.

Weidlich, Hansjürgen: „Ordnung muß sein“ (Frankfurt, Europäische Verlagsanstalt. 196 S. DM 4,80). Die z. T. durch den NWDR bekannten Satiren über die verbürokratisierte Existenz zu drucken war ein Wagnis, das ohne Zweifel glücklich gelang. 23 Federzeichnungen von Otto Berenbrock.

Mostar, Gerhart Hermann: „Richter sind auch Menschen“ (Heidenheim/Brenz, Heidenheimer Verlagsanstalt. 240 S. DM 6,80). Mostars kritische Justizbetrachtung ist in wenigen Jahren zu einem Begriff geworden. Diese neue Auswahl wird sein Ruf verdienstermaßen verbreiten.

Weizsäcker, Viktor von: „Klinische Vorstellungen“ (Stuttgart, Hippokrates Verlag, 126 S. DM 10,80). Vgl. die ausführliche Darstellung von Werk und Persönlichkeit Weizsäckers in dieser Zeitschrift Nr. 6/1955 S. 599 ff.

Dovifat, Emil, Prof. Dr. phil.: „Zeitungswissenschaft I und II“ (Berlin, Walter de Gruyter-Verlag, je DM 2,40). Die seit der 2. Auflage erheblich veränderte Neuausgabe der beiden Götschen-Bändchen dürfte weit über den Kreis der Studierenden hinaus Beachtung finden.

### Mitteilungen:

Den ersten Preis im Umschlag-Wettbewerb der Deutschen Rundschau erkannten die Preisrichter einstimmig Frau Professor Eva Schwimmer, Berlin, zu. — Der Ladenpreis des in Heft 12/55 angezeigten Buches vom Bracher „Die Auflösung der Weimarer Republik“ beträgt DM 27,80, leider nicht DM 21,80, wie unser Referent angab. — Das Zitat aus dem Brief von Kuno Graf Westarp, S. 1264, muß vollständig lauten: „Ich kann mich auch durch den Vorwurf der ‚Front von Westarp bis Crispian‘ nicht veranlaßt sehen, die Politik preiszugeben, durch welche ich seit dem April vorigen Jahres der Regierung Brüning die Fortsetzung ihrer Arbeit ermöglicht habe...“ — Das Inhaltsverzeichnis der Deutschen Rundschau 1955 ist vom Verlag zu beziehen.



**M. Y. Ben-gavriël**, Korrespondent bedeutender Blätter in Jerusalem. Sein Geschichtenbuch „Der große Osman und seine Bande“ erschien im Herbst im Propyläenverlag. — **Professor Dr. jur. Robert Rie**, 1904 in Wien geboren, Sohn von Therese Rie-Andro, lehrt Germanistik an der Universität Alaska. Er kam 1938 nach USA, dozierte in Virginia, Illinois und Georgia, veröffentlichte u. a. Völkerrechtliches zur österreichischen Geschichte, bereitet eine Abhandlung über die Stellung des Negers in den USA vor. — **Victor Otto Stomps**, geboren 1897 in Krefeld, Dichter und Verleger, begründete 1926 mit Jean Gebser die „Raben-Presse“ in Berlin, nach dem Kriege die „Eremiten-Presse“. Seine Sorge gilt der jungen Dichtung. Er „entdeckte“ Horst Lange, Joachim Maass, Eberhard Meckel, Werner Hellwig, später Bächler, Bender u. a., und verlegte Loerke. — **Adolf Grote**, 66, seit 1912 in der Friedensbewegung tätig, lebt als Privatgelehrter in Düsseldorf. — Von **Gert Kalow** wird im Frühjahr eine Untersuchung „Christentum und Ideologie“ im Wolfgang Rothe Verlag erscheinen. Im selben Verlag veröffentlichte er einen Beitrag über Simone Weil zu dem Sammelband „Christliche Dichter der Gegenwart“. — Der Ostpreuße **David Luschnat** wohnt zwischen Olivenbäumen und Ziegen in Tourettes-sur-Loup (A.-M.). Sein Gedicht ist ein Gruß der Emigration an den Widerstand. — **Thomas Regau**, 1905 in Nürnberg geboren, veröffentlichte u. a. zwei Erzählungen im Heliopolis-Verlag, Tübingen, seinen stärksten Essay in der Festschrift für Emil Preetorius über „Traum, Zeit und Kunst“. Sein jüngstes Schauspiel „Die große Dürre“ wird im Januar in Leverkusen uraufgeführt. Andere Schauspiele „Thomas Morus“, „Nausikaa“, „Die Trommel“.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

<i>Rudolf Pechel</i> . . . . .	Wetterleuchten
<i>Alfred Frisch</i> . . . . .	Nationalismus — französisch
<i>Helmuth Jelden</i> . . . . .	Automation — Hilfe oder Gefahr
<i>Alexander Griebel</i> . . . . .	Das preußische Dreiklassenwahlrecht
<i>Hermann Uhde-Bernays</i> . . . . .	Der Briefwechsel Croce-Vossler
<i>Henry R. Shelness</i> . . . . .	Emily Dickinsons Wiederkunft
<i>Helmuth Lamprecht</i> . . . . .	Notizen zu einer Anthologie

#### Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki. — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Israel: Dr. Alfred Allerhand, 8 Adam Hachohen Street, Tel Aviv. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kiosk-kompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Österreich: K. Lintl (W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu,



FRITZ VON HIPPEL

## Die Perversion von Rechtsordnungen

1955. XVI, 214 Seiten. Brosch. DM 12,40, Lw. DM 15,80

Das Problem der Verkehrung von Rechtsordnungen gehört zu den großen und dunklen Rechtsfragen, die das Schicksal der gegenwärtigen Juristengeneration zur Behandlung und zur Auflösung gestellt hat. Denn diese Generation hat solche Perversion erlebt, erlitten oder gar selber getätigt. Ungleich den Vätern, die noch in der Sicherheit eines seit langem begründeten Rechtsstaates sich wähnen durften, begegneten sie im Umbruch aller Verhältnisse wieder jener Sphinx mit den Löwenpranken, die lange im Verborgenen geruht hatte, um dann eines Tages unvermutet und mit tödlicher Gewalt gegen die Bestürzten und gänzlich Unvorbereiteten loszubrechen.

Der bedeutende Freiburger Rechtsgelehrte umreißt exakt das stets akute Problem, seine Entstehung und die Möglichkeiten zur Vorbeugung und Heilung.

Er war bestrebt, seine Ausführungen nebeneinander auf dem Boden des Gedankens und der Erfahrung zu entwickeln; reichlich hinzugefügte Anmerkungen bilden von hier aus einen nicht zu übersehenden erweiterten Text, der durch seine Verdrängung in Kleindruck oder bloße Fußnoten den glatten Ablauf eines Hauptgedankens erst ermöglicht, diesen aber für den Interessenten an weiteren Beispielen ständig illustriert, verfolgt und punktweise vertieft.

Mit der gesamten Schrift versucht der Verfasser sich und anderen bewußt zu machen, wie schicksalhaft durchgreifend, »ewig« und tagtäglich wirksam zugleich das hier angeschnittene Thema für uns alle ist und bleibt, und wie sehr wir uns davor werden hüten müssen, es wieder unter die Schwelle des Bewußtseins zurücksinken zu lassen.

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

SIMONE WEIL

## Schwerkraft und Gnade

Mit einer Einführung von  
Gustave Thibon

Deutsch von Friedhelm Kemp

4. — 7. Tausend

294 Seiten      Leinen DM 12,80

## Das Unglück und die Gottesliebe

Mit einem Vorwort von  
T. S. Eliot

Deutsch von Friedhelm Kemp

256 Seiten      Leinen DM 11,80

»Niemand, der Simone Weil kannte oder ihre hinterlassenen Aufzeichnungen liest, wird es wagen, daran zu zweifeln, daß in ihr einer der reinsten und tapfersten Gegner gegen das Große Tier in unserer Zeit sich erhoben hat. Sie kämpfte, wo man heute am konkretesten auf seiten der Schwachen und Unterdrückten gegen die Gewalt kämpfen kann: im Bürgerkrieg, im Rassekrieg, in den großen Hallen der seelentötenden Fabriken. Das Gewissen dieser Frau schlug nicht nur in einem Herzen voller Leidenschaft und Liebe, es trieb zugleich einen messerscharfen Verstand. Dieser Verstand wendet sich dem zu, was von jeher die Domäne der Ratio war: der Erkenntnis von Gut und Böse, dem Suchen nach dem Sinn, das für den Verstand immer nur bei der offenbaren Sinnlosigkeit enden kann, und der Rechtfertigung des Urhebers dieser Sinnlosigkeit, Gottes.«

*Merkur, Stuttgart*

KÖSEL-VERLAG MÜNCHEN

## FORVM

*Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit*

Redaktion: Friedrich Abendroth /  
Felix Hubalek / Alexander Lernet-  
Holenia / Friedrich Torberg

Nr. 24      Dezember 1955      DM 1,20

Franz Borkenau

*Die Grenzen der Wunschträumerei*

Böhm/Borodajkewycz/Hannak  
*Seit wann besteht Österreich?*  
(Drei Diskussionsbeiträge)

Alfred Mozer

*Gescheitertes Europa?*

Siegfried Meldinger

*Das heutige Theaterpublikum*

Alexander Lernet-Holenia  
*Schriftsteller und Tagespresse*

Friedrich Torberg

*Ich fühle mich getroffen*

FORVM, Wien VII., Museumstr. 5

## Berliner Luft

atmet diese Zeitschrift

Ernst, heiter, besinnlich, quicklebendig und reich illustriert sind die

**BERLINER**  
*Blätter*

Bestellen Sie noch heute bei der Post  
oder direkt beim

**BERLIN-VERLAG**

(15b) Bad Wörishofen, Postfach

Erscheint 2mal monatlich — Umfang  
52 Seiten und eine 8seitige Zwischen-  
ausgabe — Bezugspreis 1,— DM zu-  
züglich Zustellgebühr.

Fordern Sie unverbindliches  
Probeexemplar an



# Studien zur Jugendliteratur

Herausgeber: Prof. Dr. habil. Karl Langosch

Heft 1 104 Seiten kartoniert DM 4,50

Ein Organ für wissenschaftliche Forschungsarbeiten über das Jugendbuch!

Die „Studien“ sind eine praktische Handhabe für jeden Verantwortlichen — Autor, Verleger, Buchhändler, Bibliothekar, Psychologen, Erzieher — der an unserer heutigen Jugendliteratur vom psychologischen oder pädagogischen Aspekt aus gesehen interessiert ist.

Heft 1 ist bereits mit folgenden Beiträgen erschienen:

1. Moderne christliche Jugendbücher — ein Beitrag zur kritischen Sichtung
2. Jugendliteratur über Musik und Musiker — ihre Aufgabe für die ästhetische Erziehung
3. Das moderne Backfischbuch

Erscheinungsweise: vierteljährlich möglichst 1 Heft

**A. HENN VERLAG · RATINGEN bei Düsseldorf**

## BERLINER LITERATURPREIS

KURT IHLENFELD

### WINTERGEWITTER

Der große deutsche Roman der Nachkriegszeit

824 Seiten — Ganzleinen — DM 18,60

„So faßt diese Dichtung die Erfahrung des Jahrhunderts, sie weist zugleich darüber hinaus, in der Richtung des Wortes, das unser Weg ist. Wer dieses Symbol gestalten konnte, hat uns viel zu sagen, er hat die Schranken des Literarischen durchbrochen.“

*Deutsche Tagespost*



„Ihr Buch ist ausgezeichnet, meisterlich komponiert, es ist eine selten beglückende Erscheinung, die sehr, sehr viele Menschen bewußt machen wird. Ihr Buch wird über den Tag hinaus das Dokument unserer Zeit in dichterischer Form bleiben.“

*Walter von Molo*

**ECKART - VERLAG**

# rowohlt's deutsche enzyklopädie

will im Rahmen einer Taschenbuchreihe jedem geistig Interessierten alle Gebiete der Wissenschaft durch ihre angesehensten Vertreter erschließen. In rascher Erscheinungsfolge wird sie über das jeweils Neueste an Forschung und Erkenntnis unterrichten. Sie strebt ein sinnvolles Gebäude menschlichen Denkens an und begnügt sich nicht mit der zufälligen Aneinanderreihung einzelner Essays. Ein ausführliches «Enzyklopädisches Stichwort» führt den Leser in den Problembereich ein, dem das behandelte Thema entstammt. Jedem Band ist eine Biographie des Autors sowie ein Verzeichnis der einschlägigen Quellen- und Standardwerke zur selbständigen Weiterarbeit beigegeben. Alle Veröffentlichungen der Reihe enthalten Namen- und Sachregister, die nach je fünf- und zwanzig Bänden zu einem besonderen Gesamtregisterband vereint werden, um das in den einzelnen Beiträgen vermittelte Wissen lexikalisch zusammenzufassen. Er wird den Abonnenten der Reihe zu einem Vorzugspreis zur Verfügung stehen.

## *Bisher erschienen:*

Hans Sedlmayer, Die Revolution der modernen Kunst / Helmut Schelsky, Soziologie der Sexualität / Günter Schmölders, Konjunkturen und Krisen / Werner Kemper, Der Traum und seine Bedeutung / Franz Altheim, Reich gegen Mitternacht / J. Robert Oppenheimer, Wissenschaft und allgemeines Denken / Ruth Benedict, Urformen der Kultur / Werner Heisenberg, Das Naturbild der heutigen Physik

*Jeder Band DM 1,90*

*Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung  
Einen ausführlichen Prospekt verlangen Sie bitte direkt vom*

ROWOHLT  
TASCHENBUCH VERLAG  
HAMBURG

# DIE WELTKUNST

THE WORLD-ART REVIEW

Les BEAUX-ARTS du MONDE

XXV. JAHRGANG

*Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Buch, alle Sammelgebiete und ihren Markt  
Zentralorgan sämtlicher deutscher Kunst- und Antiquitätenhändler-Verbände*

Preis: DM 60,— pro Jahr (24 Nummern) zuzüglich Verpackung und Porto

Redaktionelle Vertretungen in allen deutschen Ländern, ferner in London, Paris, Wien, Amsterdam, Brüssel, Rom, Florenz, Madrid, Genf, Tel-Aviv, Johannesburg, New York, Mexiko, Buenos Aires und Melbourne

Jährlich rund 1000 Abbildungen — In jedem Heft eine Übersicht über alle maßgebenden Kunstereignisse — Wertvolle Artikel von Kunstwissenschaftlern und Experten über alte und moderne Kunst, Antiquitäten, Kunstgewerbe und Kunstliteratur

Bestellungen erbeten an:

**KUNST UND TECHNIK VERLAGS-GMBH MÜNCHEN 25**

Lipowskystraße 8    Telefon 72621    Telegramm-Adresse: WELTKUNST

## Argentinisches Tageblatt

25 de Mayo 626, Buenos Aires  
mit seinen Wochenausgaben

## Argentinisches Wochenblatt

1. Für Lateinamerika
2. Für Brasilien

*seit 1878 bewährte Mittler  
zwischen zwei Kontinenten*

Vertretung für DEUTSCHLAND:

**GOTTHARD HERZIG**

Regensburg/Bayern    Dalbergstr. 2

## Preuves

revue mensuelle

DIRIGÉE FRANÇOIS BONDY

publie notamment en décembre  
un ensemble de textes sur  
L'ESPAGNE

par

SALVADOR DE MADARIAGA

ARTURO BAREA

HENRI CALET

des études et des chroniques de

RAYMOND ARON

THIERRY MAULNIER

GILBERT SIGAUX

AIME PATRI

MICHEL SEUPHOR

*Le climat littéraire en U.R.S.S.,  
en Chine et en Pologne  
Amour, Poignards et poésie*

PREUVES: 23, rue de la Pépinière-Paris (VIII<sup>e</sup>)

Le N° de 104 p. ill. 180 Frs.





*Jeder literarisch Interessierte liest das*

# BÜCHERSCHIFF

DIE DEUTSCHE BÜCHERZEITUNG

Eine unabhängige Literaturzeitung von Weltruf mit literarhistorischen Aufsätzen und Berichten, Autorenporträts mit bibliophilem Nachweis, Verlagsbildern und Buchbesprechungen.

Monatlich eine Nummer  
mit den Beilagen  
„Buch und Film“  
„Buch und Musik“  
große Sonderausgaben  
zu Weihnachten, zu  
Ostern und zur  
Frankfurter Buchmesse.

Vierteljährlich DM 2,— zuzüglich Zustellgebühr

*Verlangen Sie Probenummer und Prospekt*



Wir empfehlen unsere Neuerscheinung:

## HANS CAROSSA · Weltbild und Stil

VON AUGUST LANGEN

X, 188 Seiten, 15,5 x 23 cm Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 16,80

Der bekannte Kölner Germanist, Professor Dr. August Langen, hat es aus seiner langjährigen Beschäftigung mit Carossas Dichtung unternommen, diese in einer Gesamtuntersuchung zu deuten. Der Autor erhellt vom Mittelpunkt der Naturanschauung Carossas ausgehend Werk und Persönlichkeit des Dichters. Mit der Untersuchung von Weltbild und Stil erschließt er uns die Dichtung in Gehalt und Gestalt, deren unlösliche Einheit gerade bei Carossa in so besonderem Maße gilt.

Ein ausführlicher Anmerkungsapparat, die umfangreiche Bibliographie sowie Register, erschließen alle Einzelheiten des systematisch angeordneten Stoffes.

Für alle Literarhistoriker, Lehrer, Bibliotheken und Institute sowie für alle Freunde Carossa'scher Dichtung ist dieses Werk von ganz besonderem Interesse.

*Fordern Sie unsere ausführlichen Prospekte an.*

ERICH SCHMIDT VERLAG

BERLIN · BIELEFELD · MÜNCHEN

*15000 km durch Sowjetrußland*

---

M. MACDUFFIE

## Der Rote Teppich

*Aus dem Amerikanischen von Karin Rupé*

*314 Seiten mit 65 Aufnahmen des Autors  
und einer Karte der Reiseroute*



Gerade heute, in einer Zeit, in der viele falsche Anschauungen über die Sowjetunion verbreitet sind, bildet dieses Buch einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis eines Volkes, von dem man sich immer weiter zu entfernen droht.

*Hannoversche Allgemeine*

Der „Rote Teppich“ kann durchaus empfohlen werden. Sein Reiz ist die Beobachtung und Zeichnung des Lebens in der Sowjetunion, in Fabriken, auf dem Land, in den großen Städten. Es ergibt sich eine Erfahrungssumme, die in der gegenwärtigen Rußlandliteratur ohne Seitenstück ist.

*Münchner Merkur*

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN





1956/57



FISCHER BÜCHEREI

*hamburg*

Das gute Buch für jedermann

Jeder Band DM 1.90

- 76 LUTHER Auswahl: K. G. Steck, Einleitung: H. Gollwitzer
- 77 DAS TAGEBUCH DER ANNE FRANK
- 78 ERIC AMBLER Schirmers Erbschaft
- 79 FRANZ ALTHEIM Gesicht vom Abend und Morgen
- 80 B. TRAVEN Der Banditendoktor
- 81 MARIANNE LANGEWIESCHE Königin der Meere
- 82 HERBERT KOHN Der Aufstieg der Menschheit
- 83 ALBERT SCHWEITZER Genie der Menschlichkeit
- 84 JAMES HILTON Leb wohl, Mr. Chips
- 85 THOMAS MANN Herr und Hund
- 86 HEGEL Herausgegeben von Friedrich Heer
- 87 A. LERNET-HOLENIA Die Standarte
- 88 INGE SCHOLL Die weiße Rose
- 89 LAOTSE Herausgegeben von Lin Yutang
- 90 M. HAUSMANN Abel mit der Mundharmonika
- 91 KARL JASPERS Vom Ursprung und Ziel der Geschichte
- 92 G. K. CHESTERTON Das Geheimnis des Pater Brown
- 93 FRIEDRICH SCHNACK Der glückselige Gärtner
- 94 KONZERTFÜHRER NEUE MUSIK Von Manfred Gräter
- 95 EVELYN WAUGH Tod in Hollywood
- 96 EDZARD SCHAPER Das Leben Jesu
- 97 PLATON Mit den Augen des Geistes
- 98 JAMES MICHENER Die Brücken von Toko-Ri
- 99 G. VON BODELSCHWINGH Friedrich von Bodelschwingh
- 100 DANTE Die Göttliche Komödie (Großband 2,90 DM)
- 101 R. M. RILKE Rodin
- 102 E. VON NASO Seydlitz
- 103 AUGUSTINUS Bekenntnisse
- 104 MARTIN BUBER Die Geschichten des Rabbi Nachman
- 105 JEAN GIONO Das Lied der Welt
- 106 MOZART Von Paul Nettl
- 107 F. WERFEL Die Geschwister von Neapel (Großband 2,90 DM)
- 108 FELIX SALTEN Bambi
- 109 KIERKEGAARD Auswahl und Einleitung: Hermann Diem
- 110 TENNESSEE WILLIAMS Die Katze auf dem heißen Blechdach
- 111 WERNER BERGENGRUEN Der Tod von Reval
- 112 KARL MARX Auswahl und Einleitung: Franz Borkenau

Bücher des Wissens sind mit ● gekennzeichnet

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

FISCHER BÜCHEREI

FRANKFURT AM MAIN UND HAMBURG